

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Der Friedhofswächter

John Sinclair Taschenbuch Nr. 70

von Jason Dark

erschienen am 13.01.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Der Friedhofswächter

Eine alte Sage erzählt, daß der auf einem Friedhof zuerst Begrabene für alle Zeiten Wache hält. So war es auch auf dem alten Totenacker in Cornwall. Als Nadine, die Wölfin mit den Menschaugen, dort bestattet werden sollte, erinnerte sich niemand mehr, daß der zuerst Begrabene ein Werwolf gewesen war. Aber dieser Werwolf macht bald von sich reden, denn er verfolgte einen teuflischen Plan...

Sommersturm über Cornwall!

Er kam von Westen, wo das Meer lag, und fiel wie ein hungriges Raubtier über das Land.

Er tobte in den Klippen an der Küste, er jaulte weiter, wütete in den Wäldern, bog Bäume wie unter einer zentnerschweren Last und spielte mit den Wolken, als wären diese Wattestücke.

Auch die Dörfer und kleinen Städte verschonte er nicht. Dort heulte er hinein, riß um, was nicht genügend gesichert war, zerrte an den Dächern, ließ Ziegel fliegen und riß Antennen ab.

Auch packte er Fensterläden, schüttelte sie durch, so daß sie heftig gegen das Mauerwerk schlugen.

Er wütete über dem Meer und machte es zu einer kochenden Hölle. Das Wasser warf gewaltige Wellen, die gegen die Klippen anrollten und dort in die Höhe schäumten.

Ein Sommersturm, wie ihn die Menschen kannten und ihn auch nicht weiter tragisch nahmen. Man sollte möglichst nur im Haus bleiben, sonst lief man Gefahr, von umherfliegenden Gegenständen getroffen zu werden. Im Haus befanden sich auch die beiden Männer. Sie hatten es geschafft, noch vor dem Sturm in das abseits stehende Gebäude einzudringen. Es lag außerhalb des Dorfes, war vor fünf Jahren in einer Hanglage gebaut worden und gehörte einem Industriellen aus Manchester, der seine Ferien in Cornwall verbrachte, wenn er die Zeit dafür fand. Er stammte aus diesem Landstrich und konnte seine Heimat einfach nicht vergessen.

Nun stand das Haus leer. Er war im Juni für eine Woche gekommen, danach hatten ihn seine Geschäfte nicht mehr weggelassen. So rechneten auch die beiden Männer, die sich dem Haus im Schutze der Dunkelheit genähert hatten. Sie waren über den Hang gelaufen. Einer hatte sich durch ein Kellerfenster Einlaß verschafft, der zweite stand im Schatten der Haustür und hielt Wache.

Er ärgerte sich, weil der Wind auch Staub mitbrachte, dem er nicht entgehen konnte. Mit seinem Kumpan stand er über Sprechfunk in Verbindung.

Und der Mann im Haus meldete sich. »Alles klar bei dir, Ed?«

»Bis jetzt ja.«

»Und hierin der Bude auch. Sieht so aus, als wäre der Knabe tatsächlich nicht da.«

»Das haben wir doch gecheckt.«

»Weiß ich. Aber du kennst mich. Ich bin eben immer mehr als vorsichtig.« Der Mann im Haus hieß Tidy. Jedenfalls nannte man ihn so, weil er stets einen so netten Eindruck machte. Davon hatten sich schon viele täuschen lassen und es im nachhinein bereut. Die beiden Einbrecher wußten, daß der Besitzer eine teure Bildersammlung besaß, auf die er stolz war. Und einige dieser Gemälde wollten die beiden im Kundenauftrag stehlen. Der Job war in der letzten Zeit härter geworden, das hatten sie zu spüren bekommen. Es gab Alarmanlagen, und auch die Besitzerließen ihre Häuser nicht mehr so leicht allein.

Tidy stand noch im Keller. Er brauchte immer einige Minuten, um die Atmosphäre eines Hauses auf sich einwirken zu lassen. So geschah es auch heute.

Im Finstern stellte er sich hin und lauschte in die Stille. Nein, da war kein Geräusch, das ihn beunruhigt hätte. Das Haus wirkte tot, so als hätte seit langem niemand mehr darin gelebt.

Er ging vor und schaltete seine Stableuchte ein. Der weiße Lichtkegel traf eine Betonmauer, wanderte weiter und hob eine Kellertür aus der Dunkelheit.

Sollte sie verschlossen sein, besaß Tidy das nötige Werkzeug, um sie zu öffnen.

Er brauchte es nicht. Ohne Schwierigkeiten konnte er die Tür aufdrücken und gelangte in den Flur, von dem auch eine breite

Treppe nach oben führte.

Die nahm er.

Alles war sehr sauber. Selbst auf der Kellertreppe fand er kaum ein Staubkorn.

Die Treppe mündete in den breiten Flur, schon mehr eine kleine Halle, von der einige Zimmertüren abzweigten. In der Halle blieb Tidy stehen und drehte sich auf der Stelle.

Er tat es langsam, denn schon hier hingen einige Bilder, aber es waren nicht die, die sein Kunde haben wollte. An moderner Grafik war der nicht interessiert.

Tidy mußte in den Wohnraum. Zuvor aber gab er seinen Standort durch, so war es mit Ed abgesprochen. »Ich befinde mich jetzt in der Halle«, flüsterte er in das Gerät. »Verstanden?«

»Ja, alles klar.«

»Nächstes Ziel ist der Wohnraum.«

»Gut, ich warte.«

»Aber vorher öffne ich die Haustür.« Tidy hatte an der Tür einen Eisenriegel entdeckt, den er nur zur Seite zu schieben brauchte. Ed blieb draußen, wo der Sturm heulte.

Tidy drehte sich. Er dachte darüber nach, was ihm sein Auftraggeber gesagt hatte. Die Tür zum Wohnraum, wo auch die Bilder hingen, war die dritte von links.

Lautlos zählte er ab, nickte zufrieden und machte sich auf den Weg. Obwohl er allein im Haus war, ging er auf Zehenspitzen weiter. Ein dicker Teppich verschluckte seine Schritte. Der Lichtkegel wies ihm den Weg, und er blieb auch auf der Mitte des Türblatts hängen, auf das es Tidy ankam.

Die Klinken besaßen eine besondere Form. Sie lagen gut in der Hand. Er öffnete die Tür.

Sie schwang lautlos vor ihm zurück. Ein muffiger Geruch schlug ihm entgegen. So roch es immer, wenn Menschen lange nicht mehr in

einem Raum gelebt hatten.

Auf der Schwelle blieb er stehen. Die Lampe hatte er ausgeschaltet, nur sein Schattenriß war zu sehen, aber es war niemand, der ihn erwartet hätte.

Ein leerer Wohnraum lag vor ihm.

Tidy leuchtete ihn aus und konzentrierte sich auf die Bilder. Es waren die richtigen.

Die Gemälde besaßen unterschiedliche Größen. Dementsprechend gestalteten sich auch die Rahmen, auf die der Einbrecher aber verzichten sollte. Seinem Kunden ging es einzig und allein um die Bilder. Die sollte er auch bekommen.

Tidy verstand von dem Zeug nicht viel. Er konnte sich aber vorstellen, daß die oft jahrhundertealten Bilder sehr wertvoll waren. Er hatte mal darüber gelesen.

Der Einbrecher zählte die Gemälde und kam auf die Zahl zehn. Da hatten sie beide ganz schön zu tun, wenn sie die aus dem Rahmen lösen wollten. Das mußte auch Ed wissen.

Tidy holte das Sprechgerät aus der Tasche und wollte es schon einschalten, als er hinter sich eine zischende, fast böse klingende Stimme hörte.

»Laß es!«

Gleichzeitig flammte Licht auf!

Der Einbrecher stand wie erstarrt da. Mit dieser bösen Überraschung hatte er nicht gerechnet. Alles war so gut vorbereitet gewesen. Die Stimme gehörte einem Fremden, möglicherweise sogar dem Hauseigentümer.

Tidy wollte sich umdrehen, aber der Mann hinter ihm hatte etwas dagegen. »Ich habe nichts davon gesagt, daß du dich bewegen sollst!« flüsterte er. »Also bleib stehen!«

»Okay.«

Über Tidy brannte Licht. Es war eine große Lampe mit sechs Schalen, die das Zimmer bis in den letzten Winkel ausleuchtete. Tidy überlegte, ob der Mann eine Waffe besaß oder nur bluffte. Und während er noch nachdachte, schlich sich einer an ihn heran. Tidy spürte einen harten Druck im Rücken, wie er eigentlich nur von einer Waffenmündung stammen konnte.

»Das hier ist ein geladenes Jagdgewehr, du miese Ratte. Damit puste ich dich ins Jenseits.«

»Okay, Mann, okay, ich bin schon ruhig.«

»Das wollte ich dir auch geraten haben. Aber wir werden uns trotzdem unterhalten. Du wolltest hier stehlen, nicht?«

»Ja.«

»Und was?«

»Die Bilder.«

»Wie schön.« Der Typ hinter Tidy lachte. »Dann hat man dich also geschickt.«

»So ist es.«

»Und wer war es?«

»Das kann ich nicht sagen, ich...«

Der Besitzer unterbrach ihn. »Ich kann dir die erste Kugel in den Oberschenkel schießen, die zweite in die Schulter, mit der dritten rasiere ich dir ein Ohr ab...«

»Verdammt, ich weiß es doch nicht. Der hat seinen Namen nicht gesagt. Wir kennen uns nur vom Telefon.«

»Und er hat dich also hergeschickt?«

»Ja.« Nach dieser Antwort überlegte Tidy. Der Mann hatte nur von ihm gesprochen. Ob er von Ed nichts wußte? Das wäre unter Umständen eine Chance gewesen. Tidy beschloß, auf keinen Fall seinen Freund zu erwähnen. Wenn Ed nicht gerade schlief, mußte er merken, daß im Haus nicht alles mit rechten Dingen zugging.

»Was solltest du mit den Bildern machen?«

»Sie wegschaffen.«

»Daß du sie nicht frißt, ist mir klar. Ich will wissen, wo du sie abliefern solltest.«

»Erst mal in ein kleines Hotel.«

»Davon gibt es viele.«

»Zwischen Dartmoor und Exeter liegt es. Ein Bed & Breakfast House, mehr für Touristen.«

»Da hätte er also auf dich gewartet.«

»Ja.«

»Und wann?«

»In den Morgenstunden. Ich hätte die Bilder mitgenommen und sie abgeliefert.«

»Auch kassiert?«

»Klar.«

»Wieviel?«

»Tausend Pfund.« Tidy nannte nicht die tatsächliche Summe, die lag noch um 100% höher, aber er hätte sie auch noch teilen müssen.

Der Mann hinter ihm begann zu lachen. »Lächerlich«, sagte er danach. »Einfach lächerlich. Weißt du eigentlich, wieviel diese Gemälde wert sind?«

»Nein!«

»Ach, ich will es dir nicht sagen. Es spielt auch keine Rolle, ob du das Wissen mit in den Tod nimmst. Du hast nämlich einen Fehler gemacht, mein Freund. Ich gehöre zu den Menschen, die man nicht berechnen kann. Ich komme und gehe, wann ich will und wann ich Lust dazu habe. Und das hast du nicht gewußt. Nichtwissen kann manchmal tödlich sein. Das wirst auch du einsehen müssen.«

Der Mann hatte so hart gesprochen, daß es dem Einbrecher kalt über den Rücken lief. »Wollen Sie mich erschießen?« fragte er leise.

»Sicher!«

»Das wäre Mord.«

»Ach, Junge, du bist doch ein Nichts, ein Idiot. Ich werde deine Leiche für immer verschwinden lassen. Nicht umsonst haben wir hier die weiten Moore in der Nähe. Darin verschwindet dein Körper für alle Zeiten.«

»Wie wäre es denn, wenn ich einfach abhaue und Sie die ganze Sache vergessen?«

»Das würde mir überhaupt nicht gefallen. Ich gehöre nämlich zu den Leuten, die sich nicht über den Löffel barbieren lassen. Ich ergreife stets Maßnahmen, auch bei dir. Und den Begriff kleiner Einbrecher lasse ich nicht mehr gelten. Ich habe zu lange für die Dinge schuften müssen, als daß ich sie mir von irgendeinem Idioten wegnehmen lasse. Alles klar?«

»Sicher.«

»Dann werde ich abdrücken!«

Der Schuß fiel. Hell und peitschend. Tidy zuckte zusammen, aber nicht durch den Einschlag der Kugel, sondern vor Schreck. Er war nicht erwischt worden.

Halb gebückt blieb er stehen, wartete auf den brennenden Schmerz, aber der kam nicht. Stattdessen hörte er das leise Lachen seines Freundes Ed, der sich amüsierte, weil sich Tidy nicht rührte.

»Was ist denn los? Hast du dir in die Hose gemacht?«

Jetzt erst drehte Tidy sich um. Er sah den Hausbesitzer, einen kräftigen Mann mit wucherndem grauen Vollbart. Er lag noch nicht am Boden, sondern ging zwei taumelnde Schritte und stützte sich an einer Sessellehne ab. Das Jagdgewehr hielt er tatsächlich in der rechten Hand. Nur wies die Mündung zu Boden, so konnte die Waffe, wenn er schoß, keinen Schaden mehr anrichten.

Erst als er sich schwerfällig drehte, entdeckte Tidy die Wunde in seinem Rücken. Dort hatte ihn Ed erwischt.

Schwer fiel der Mann auf den Teppich. Bäuchlings blieb er dort liegen und rührte sich nicht mehr.

»In der Jägersprache nennt man das einen Blattschuß!« erklärte Ed gefühllos und grinste über sein falckenäugiges Gesicht. »Er hätte dich sonst gekillt, Tidy.«

Der Einbrecher nickte. Sein langes dunkles Haar hing schweißnaß in seine ebenfalls feuchte Stirn. Er hatte den Eindruck, unter Dampf zu stehen, so sehr schwitzte er.

»Ist was?« fragte Ed.

»Nein, ich lebe noch.«

»Das hast du mir zu verdanken.«

»Ich weiß, Ed, ich weiß.« Tidy spürte den Schauer. »Aber was machen wir mit dem Kerl?«

»Hier liegenlassen.«

»Nein!« Tidy antwortete spontan. »Das können wir nicht, Ed. Das ist einfach nicht drin.«

»Wieso nicht?«

»Ich will es nicht. Irgendwann erscheinen Leute, finden ihn, alarmieren die Bullen, und die fangen an zu schnüffeln. Das ist alles nicht mein Fall, Ed!«

»Was dann?«

»Wir schaffen ihn weg.«

»Klar. Wohin denn?«

Tidy überlegte lautstark. »Mich hatte er ins Moor werfen wollen. Wir könnten das auch machen, aber ich habe eine bessere Idee. Wir schaffen ihn auf den in der Nähe liegenden Friedhof. Du weißt, welchen ich meine. Dieses alte Ding mit dem Gitter darum.«

Ed schob eine Haarsträhne zurück. »Das ist ein Hammer«, sagte er.

»Sogar ein verdammter.«

»Wieso? Was stört dich?«

»Eigentlich nichts.«

»Dann kannst du ja zustimmen.«

Ed war jetzt ehrlich. »Ich mag aber keine Friedhöfe. Und nicht nur

das. Ich hasse sie sogar, denn sie sind mir unheimlich. Begreifst du das, Tidy?«

»Nein.« Der Einbrecher lachte schallend. »Du bist ein Killer und hast Angst vor einem Friedhof?«

»Jeder hat eine schwache Stelle.«

»Hör auf. Ich habe mir den Totenacker heute noch angesehen und ein frisch ausgehobenes Grab entdeckt. Da paßt der Tote genau rein, glaube es mir, Ed.«

»Ich streite das auch nicht ab, aber habe Hemmungen, den Friedhof zu betreten.«

»Einmal nur.« Tidy schaute seinen Kumpan fast bittend an. »Danach verschwinden wir aus dieser Gegend und kehren auch nicht mehr hierher zurück, das verspreche ich dir.«

Ed überlegte. »Nun gut, ausnahmsweise stimme ich dir zu.«

»Danke.«

Ed winkte ab. Er hatte sich bereits gebückt und den Toten unter den Achselhöhlen gepackt. »Verdammt, ist der schwer. Den wegzuschaffen, ist ja richtige Arbeit.«

»Ja, und die schändet nicht.« Tidy ging zum Schalter und knipste das Licht aus. Zu zweit klappte es besser. Mit der Leiche gingen sie durch die große Diele, öffneten die Haustür und bekamen die Windböen mit, die sich vor dem Haus fingen und in ihre Gesichter schlugen. Der Sturm war kaum abgeflaut.

Da das Haus am Hang gebaut worden war, führte ein gewundener Pfad zur nächsten Straße hin. Es war nur eine schmale Piste und nicht asphaltiert. Aber der Hausbesitzer hatte auch eine Treppe in den Hang bauen lassen. Sie führte auf direktem Weg zum Ziel, und sie wurde auch von den beiden Männern benutzt.

Sie schleppten sich mit der Leiche ab, stemmten sich gegen die Böen und hatten manchmal Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Über ihnen tobten die dunklen Wolken am Himmel. Buschwerk bog sich

unter den Böen, als würde es gekämmt.

In der Ferne zeichnete sich der dunkle Kamm eines Waldstücks ab. Auch er war in Bewegung geraten, als der Wind durch die Kronen der hohen Bäume fuhr.

Als beide Männer die Treppe hinter sich gelassen hatten, zitterten ihnen die Knie. Ihren Wagen hatten sie abseits der Straße hinter eine Buschgruppe gestellt. Da mußten sie noch hin, den Toten einladen und dann nichts wie weg.

»Packen wir's!« sagte Tidy und bückte sich wieder. Diesmal hatte er die Schulterpartie der Leiche untergefaßt.

Das Haus blieb hinter ihnen zurück. Sie schlugen sich schließlich in das Gelände, wo ihr Wagen stand. Es war ein Range Rover, gerade richtig für Cornwall, wo viele Straßen doch mehr Pisten glichen. Noch einmal mußten sie sich anstrengen, um den Toten auf die Ladefläche zu hieven. Dann hatten sie es endlich geschafft. Tidy ließ sich ins Gras fallen und schüttelte den Kopf. »Hätte nicht gedacht, daß Leichen so schwer sein können.«

»Willst du eine rauchen?«

»Nein, zu stürmisch.«

»Dann laß uns fahren.«

Tidy nickte. »Nichts dagegen.« Er stemmte sich wieder hoch und zitterte, weil er sich gerade überanstrengt hatte.

Ed setzte sich hinter das Lenkrad. Als Tidy einstieg, schmetterte der Wind die Tür zu. »Jetzt will ich eine rauchen.«

»Gib mir auch eine.«

Tidy machte zwei Glimmstengel locker. Ed schielte nach hinten, wo der Tote lag. »Viel Blut hat er nicht verloren. Wir sollten trotzdem den Wagen nach Spuren absuchen.«

»Klar.«

Ed startete.

Ihr Fahrzeug war in Ordnung, der Motor kam sofort und lief auch

rund. Auf den ersten Yards wurden sie durchgeschüttelt, dann hatten sie das freie Gelände verlassen und konnten auf der normalen Straße weiterrollen, über die der Wind die langen Staubfahnen trieb, die wie dünne Tücher die beiden Lichtlanzen der Scheinwerfer durchwehten. Die Nacht hatte kaum Kühlung gebracht. Es war einer dieser warmen Orkane, die über das Land fegten, als wären sie aus der Wüste über das Meer gekommen, um die Menschen zu quälen.

Beide Männer schwitzten. Sie waren allein unterwegs. Der Weg, auch mit Schlaglöchern übersät, ließ den Range Rover tanzen. In diesem Rhythmus bewegten sich auch die Scheinwerferlanzen.

»Irgendwann werde ich noch duschen!« versprach Ed und riß das Lenkrad hart herum, weil der Weg plötzlich in eine scharfe Linkskurve überging. Sie hätten auch geradeaus weiterfahren können, dann aber wären sie in einen Ort gelangt, was keiner von ihnen wollte. Ihr Ziel war schließlich der einsame Friedhof.

Man konnte ihn als einen Flecken Erde bezeichnen, der vergessen worden war. Es führte kein Weg dorthin. Es gab nicht nur diesen einsam gelegenen Friedhof in Cornwall, jeder dieser Friedhöfe hatte seine eigene schaurige Geschichte. Da war von Gespenstern, lebenden Leichen oder anderen Dämonen die Rede, denn Cornwall gehörte zu den Gebieten Englands, die reich an Sagen und Legenden waren. Wer hier ein Herrenhaus oder Schloß ohne den entsprechenden Geist besaß, wurde nicht anerkannt.

Cornwall war ein wildes Land. Sein rauhes Seeklima hatte die Menschen geprägt. Zumeist wirkten sie verschlossen, sogar abweisend anderen gegenüber. Sie waren eine Sorte für sich und wollten es auch bleiben. Wenn ihnen jemand von London erzählte, war die Stadt für sie fast so weit entfernt wie der Mond.

Das Gelände blieb zwar eben, von einigen Mulden oder flachen Hügeln mal abgesehen, aber es war auch dichter bewachsen. Sträucher, Gras, manchmal verkrüppelt wirkende Bäume, all das

zeichnete die Landschaft aus, und zwischen dem Grün lagen oft gewaltige Steine aus ferner Zeit. Klobige Brocken, um die sich manche Geschichten und Sagen rankten, die von gewaltigen Kämpfen erzählten, die Urwelt-Riesen gegeneinander geführt hatten, als noch keine Menschen hier lebten. An das glaubten die beiden Großstädter nicht. Sie ärgerten sich eher über das Gelände, weil sie einfach die glatten Straßen und Fahrbahnen vermißten, die sie gewohnt waren.

Sie hatten es nicht mehr weit bis zum Ziel. Der alte Friedhof lag genau dort, wo sich auch ein Waldsaum wie eine dunkle Grenze über das Land schlängelte.

Menschen waren ihnen nicht begegnet. Selbst die Tiere hatten sich in dieser stürmischen Nacht verkrochen. Das Zentrum des Orkans war vorbeigerast. So konnte man nur noch von einem steifen Wind sprechen, der über das Land blies und die beiden Männer erfaßte, als sie ihren Range Rover verließen.

Den Friedhof sahen sie auch in der Dunkelheit. Ed hatte die Scheinwerfer gelöscht. Sein Partner hob bereits die hintere Ladeklappe hoch. An den Füßen packte er den Toten an und zog ihn näher zu sich.

»Warte, ich helfe dir.«

Ed war zur Stelle, und gemeinsam schafften sie den Toten ins Freie. Abermals merkten sie sein Gewicht, das schwer auf ihren Armen lastete. Keiner von ihnen beschwerte sich jetzt, auch nicht über das Gelände, das sich ziemlich uneben zeigte.

Der Friedhof lag im Schatten mächtiger Bäume.

Vor einem Tor des Eisenzauns, der den Totenacker umgab, blieben die beiden stehen. Verschlössen war es nicht. Das brauchte auch nicht zu sein. Wer betrat schon in der Nacht freiwillig ein Gebiet wie dieses hier? Die Leiche wurde gegen das Gitter gelehnt. Ed hielt sie fest, und Tidy öffnete das Tor.

Wind und Wetter hatten an dem Material ihre Spuren hinterlassen.

Das Eisen war völlig verrostet, und die Angeln knarrten und quietschten, als Tidy mit einer gewissen Kraftanstrengung das Tor aufzog. Wieder mußte die Leiche gepackt werden, und als die beiden Männer das Gelände betreten hatten, kamen sie sich vor wie in einer anderen Welt.

Sie sprachen nicht darüber, aber sie blieben plötzlich zur gleichen Zeit stehen, ohne sich zuvor abgesprochen zu haben.

»Mann, das ist komisch«, flüsterte Ed. Er konnte so leise reden, denn der Wind war abgeflaut. »Ja, ich spüre das auch.«

»Und was ist es?«

Tidy hob die Schultern. »Keine Ahnung. Aber mir kommt es vor, als wären wir nicht mehr allein.«

»Richtig, so ist es.«

»Aber ich sehe niemanden.«

Ed hob die Schultern, als würde er frösteln. »Spielt das bei Geistern eine Rolle?«

Jetzt lachte Tidy. Wahrscheinlich wollte er sich selbst Mut machen.

»Geister, Mensch, die gibt es doch nicht. Das weißt du genau. Das sind Spukgeschichten, die sich die Leute hier ausgedacht haben. Ich glaube nicht daran.«

»Ich eigentlich auch nicht, aber wenn ich mich so umsehe...« Ed hob abermals unbehaglich die Schultern und ließ seinen Blick schweifen. Er hatte im Prinzip recht. Dieser Friedhof war einfach nicht geheuer. Die alten verwitterten Grabsteine standen kreuz und quer. Es gab keine Ordnung. Dazwischen wuchsen wilde Sträucher und hohes Gras, das sich im Wind bewegte, so daß es aussah, als würden Wellen über den alten Totenacker laufen.

»Ich sehe aber niemanden!« hauchte Tidy.

»Gespenster sind auch unsichtbar.«

»Hör auf. Laß uns weitergehen! Es gibt keine Gespenster. Wie oft soll ich dir das noch sagen?«

»Vielleicht sind es auch die Geister der Toten, die sich hier breitgemacht haben.«

»Ist das denn ein Unterschied?«

»Weiß ich auch nicht.«

Die beiden Einbrecher machten sich selbst verrückt. Je tiefer sie in den kleinen Totenacker hineingingen, um so schauriger empfanden sie die Umgebung.

Manchmal bewegten sich die Zweige der Büsche. Dann sah es so aus, als würden sie von geisterhaften Händen zur Seite geschoben, damit ein Gespenst freie Sicht bekam.

Die beiden Männer hatten das leere Grab auf einer ihrer Touren entdeckt. Es lag am Ende des Friedhofs, ziemlich dicht am Gitter. Warum und wer es geschaufelt hatte, war ihnen unbekannt. Für sie zählte, daß sie dort die Leiche verschwinden lassen konnten. Auf diesem Friedhof wurde niemand mehr beerdigt, das stand fest. Selbst im sagenumwobenen Cornwall ließ man die alten Begräbnisstätten heute in Ruhe.

Manchmal stolperten die beiden Männer noch gegen eine verrostete Blumenvase aus Metall. An den alten Grabsteinen schlichen sie ebenfalls vorbei, und ihr Keuchen wurde lauter, denn der Tote hatte sein Gewicht.

Endlich erreichten sie das Ziel.

Neben dem offenen Grab blieben sie stehen und legten den Toten ab.

»Das war Knochenarbeit!« flüsterte Tidy und wischte Schweiß aus seinem Gesicht. »Noch einmal möchte ich das nicht mehr machen.«

»Frag mich mal.«

»Packen wir's?«

»Klar doch!«

Beide Männer bückten sich gemeinsam und faßten die Leiche noch einmal an. Sie rollten sie auf den Rand der Grube zu.

»Gute Höllenfahrt!« wünschte Tidy noch und schaute zu, wie der Tote aufschlug.

»Irgendwann liegen wir auch mal in so einem Ding!« sagte Ed und wunderte sich darüber, daß er von Tidy keine Antwort bekam. Der hatte sich halb gedreht und schaute schräg zurück. Sein Gesicht war bleich wie Mondlicht, das Entsetzen und der Schrecken standen in seinen Augen.

»Was hast du?«

»Mensch, Ed!« Er flüsterte nur.

Sein Kollege drehte sich ebenfalls um. Er schrie kurz auf, als er das gleiche sah wie Tidy. Vor ihnen stand eine Gestalt. Niemand wußte, wo sie hergekommen war, aber sie war ein schreckliches Geschöpf - eine Horror-Kreatur. Ein Werwolf!

Selten hat sich mein Freund Bill Conolly bei mir so bedankt, daß ich am Abend zu ihm gekommen war. Die Einladung stand schon lange, mir hatte bisher immer die Zeit gefehlt, und als Bill sehr drängte, zudem noch erklärt hatte, daß es sich praktisch um eine dienstliche Einladung handelte, da konnte ich einfach nicht nein sagen.

Da der Abend sehr lau war, saßen wir nicht im Haus, sondern auf der Terrasse im Garten.

Wir, das waren Sheila, Bill und ich. Auf dem runden Tisch stand eine Flasche Rose. Ihr Hals schaute aus einem mit Eis gefüllten Kühler hervor. In den gefüllten Gläsern spiegelte sich das Licht der drei Kerzen, die in einer mit Wasser gefüllten Schale schwammen. Es war nicht die erste Einladung, die ich von den Conollys wahrgenommen hatte. Aber selten waren mir die beiden Freunde so bedrückt vorgekommen wie an diesem Abend.

Irgend etwas mußte sie quälen. Da sie noch nicht selbst das Thema angeschnitten hatten, hielt auch ich mich zurück, nippte von meinem

Wein und sprach mit ihnen über allgemeine Dinge, den heißen Sommer und auch über Urlaub, der für mich wohl wieder einmal nicht drin sein würde.

»Wir fahren auch nur kurz weg. Wenn überhaupt«, meinte Sheila. Sie trug einen karmesinrotes luftiges Hängerkleid und hatte ihre blonden Haare hochgesteckt.

»Wohin denn?«

»Vielleicht eine Kreuzfahrt in den Norden.«

Ich grinste. »Aber ohne Strigen, wie?«

»Das kannst du wohl sagen«, erklärte Bill. Dabei schlug er die Beine übereinander.

Dann schwiegen wir wieder, was mir überhaupt nicht gefiel. Und so fragte ich Bill dann auch. »Sag mal, Alter, aus welchem Grunde hast du mich eigentlich eingeladen? Ihr sitzt hier herum wie Trauerklöße, und mir ergeht es ähnlich.«

»Gib mir mal eine Zigarette.«

»Bitte.«

Bill klopfte ein Stäbchen aus der Packung, zündete es an und schaute gegen den dunklen Himmel, wo die zahlreichen Sterne ihr ewiges Muster zeichneten. »Es gibt Ärger, John.«

»Das bin ich gewohnt.«

»Wir im Prinzip auch. Aber diesen Ärger hätte ich uns allen gern erspart.«

»Um was geht es denn?«

Der Reporter ließ den Rauch durch die Nasenlöcher strömen. »Du mußt fragen, um wen es geht. Und da lautet die Antwort: Nadine, die Wölfin!«

»Ach!« Mehr sagte ich nicht, weil ich wollte, daß mein Freund weitersprach.

Das tat er auch, beobachtet wurde er von Sheila und mir, wobei ich mit meinem Weinglas spielte und es zwischen den Fingern drehte.

»Ich hätte dir schon früher Bescheid gegeben, aber du warst sehr beschäftigt, und ich habe es auch zu Beginn nicht ganz ernst genommen. Heute denke ich anders darüber. Es begann eigentlich in der letzten Woche, nein, schon in der vorletzten Woche. Da war Nadine plötzlich verschwunden. Eines Abends war sie weg.«

»Einfach so?«

»Ja, sie lief uns davon. Das hat sie sonst nie getan, an diesem Abend aber verschwand sie. Johnny machte uns darauf aufmerksam. Er weinte sogar. Wir beruhigten ihn und erklärten ihm, daß Nadine zurückkehren würde. Das geschah dann auch. Nach Mitternacht tauchte sie wieder auf. Wir waren natürlich erleichtert, vergaßen den Ausflug wieder, doch am nächsten Tag wiederholte er sich und am übernächsten auch. Unser Mißtrauen wuchs. Wir schauten uns Nadine nach ihrer Rückkehr jeweils genau an und hatten beide den Eindruck, als hätte sie sich verändert.«

»Inwiefern?«

»Das ist schlecht zu sagen«, meinte Bill. »Sie sah zwar noch so aus wie sonst, aber der Ausdruck in ihren Augen war ein anderer geworden. Sie blickte längst nicht mehr so klar und scharf wie sonst. Ihr Blick hatte etwas Nachdenkliches an sich und war irgendwie in die Ferne gerichtet, als würde sie etwas sehen, das nur ihr bekannt war.«

»Habt ihr nachgeforscht?«

»Ja.« Diesmal meldete sich Sheila. »Bill hat sie verfolgt, aber sie ist ihm entwischt. Irgendwo in der Nähe verschwand sie plötzlich. Wir konnten nichts machen und hatten beide das Gefühl, als wäre sie uns entfremdet worden.« Sheila legte ihre Hand auf mein Knie. »John, du kennst sie doch sehr gut. Vielleicht fällt dir an ihr etwas auf.«

»Das heißt also, daß sie jetzt verschwunden ist?«

»Ja.«

Ich lachte auf. »Deshalb bin ich von ihr nicht begrüßt worden. Nun ja, wann ungefähr kommt sie immer zurück?«

»Das kann man nie so genau sagen. Jedenfalls nach Mitternacht.«

Ich schaute erst auf Sheila, dann auf meine Uhr. »Himmel, dann haben wir noch mehr als zwei Stunden Zeit.«

»Ja.«

Ich lehnte mich auf dem stabilen Gartenstuhl zurück und schaute in den dunklen Himmel. Schräg über mir sah ich auch die Zweige eines Apfelbaums. Einige Blätter bewegten sich im schwachen Wind. Nadine Berger war ein Problem für sich. Man konnte sie als Wolf mit einer menschlichen Seele bezeichnen, und sie besaß auch menschliche Augen. In ihrem normalen Leben als Mensch, war sie eine bekannte Filmschauspielerin gewesen, der ich ein paarmal aus der Patsche geholfen hatte, als sie mit Dämonen konfrontiert worden war. Bei Aufnahmen zu einem Film hatte sie es dann erwischt. Sie war getötet worden, und ihr Geist war in den Körper eines Wolfs gefahren, in dem er auch heute noch lebte. Nach einigen Irrungen und Wirrungen war sie schließlich zu den Conollys gekommen, wo sie sich sehr wohl fühlte und so etwas wie ein Kindermädchen für den Sohn der Familie spielte. Man konnte sie als Mittelding zwischen Mensch und Wolf bezeichnen. Und sie konnte, wenn sie es wollte, Kontakt zu den Werwölfen herstellen. Einmal war es ihr sogar gelungen, Seele und Körper zu trennen. Da hatte ich sie als geisterhafte Gestalt gesehen, und zwar so, wie sie als Mensch gewesen war.

Aber sie lebte als Wolf weiter, und wir hatten uns mit dieser Tatsache längst abgefunden.

»Was sagst du, John?« fragte Bill.

Ich knetete meine Nase. »Gar nichts, wirklich nichts. Was soll ich auch sagen?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht hast du eine Idee, wo Nadine

hingelaufen sein könnte.«

»Nein, die habe ich auch nicht. Aber ich glaube nicht an eine Flucht. Sonst würde sie nicht immer zurückkehren.«

»Ja, das ist auch unsere Hoffnung. Ich frage mich allerdings nur, wo sie die Stunden verbringt, die sie von uns weg ist.«

»Leider kann sie nicht reden.«

»Nein, das nicht«, stöhnte Bill und griff zur Flasche, um bei Sheila nachzusehenken. Ich schaute den Wasserperlen zu, wie sie am Rand der Flasche entlangliefen und auf die Decke tropften. Unsere Stimmung war auf dem Nullpunkt. Keiner wußte so recht, was er sagen sollte. Wir alle warteten auf die Rückkehr der Wölfin.

Wohin floh sie nur?

Daß ihre Ausflüge Fluchten glichen, stand für mich fest. Vielleicht störte sie irgend etwas in dieser Umgebung, oder sie hatte irgendwo einen Werwolf entdeckt. Diese Vermutung warf ich ein.

Sheila und Bill schauten sich an. »Nein«, sagte der Reporter, »daran kann ich nicht glauben. Hier gibt es doch nichts mehr, seit wir dieses Hexenhaus in der Nähe gesäubert haben.«[\[1\]](#)

»Bist du da sicher?«

»Hundertprozentig nicht.«

»Eben.«

Bill hob die Schultern. »Du mußt dir Nadine einmal anschauen, wenn sie zurückkommt. Da kann sie nicht mehr stolz auf ihr Fell sein. Sie sieht immer ziemlich zerrupft aus, als hätte sie sich wer weiß wo herumgetrieben.«

»Wir finden es noch heraus.«

»Hoffentlich, John. Es kommt jetzt darauf an, ob sie noch die gleiche Beziehung zu dir hat wie früher.«

»Das geht nicht. Da war sie noch ein Mensch.«

»So meine ich das auch nicht. Ich spreche da von einem gewissen Vertrauen.«

»Das müßte eigentlich vorhanden sein«, erwiderte ich, hob mein Glas und trank einen Schluck vom kühlen Rose.

Daß die Conollys beunruhigt waren, lag auf der Hand. Auch ich fragte mich, welches Rätsel hinter dem Verschwinden der Wölfin stecken konnte. Es mußte ein Motiv geben. Nadine tat nichts ohne dies. Was es aber war, stand in den Sternen.

Auch ich zündete mir eine Zigarette an und schaute den blaugrauen Wolken nach, die auch gegen die Mücken trieben. Das Licht hatte sie angelockt, und sie tanzten über den Kerzenflammen. Nicht weit entfernt lag das Haus der Conollys, ein schmucker Bungalow, inmitten eines großen Grundstücks im südlichen London. Hier ließ es sich wunderbar wohnen, hier konnte man das Leben genießen. Aber niemand sollte die Conollys beneiden. Sie hatten genügend Ärger, wie jetzt wieder mit Nadine.

Im Haus brannte kein Licht. Doch ein Fenster wurde hell. Dort schlief Johnny.

Auch Sheila hatte etwas bemerkt. Sie stand auf und wollte ins Haus gehen, ich aber hielt sie fest. »Laß mal, Johnny kommt zu uns. Ich habe gesehen, wie er sein Zimmer verließ.«

»Es ist schon spät.«

»Kannst du bei so einer Wärme früh schlafen?« fragte ich sie.

»Nein.«

»Er bestimmt auch nicht. Vielleicht will er auch seinen Patenonkel begrüßen.«

»Was du dir alles einbildest«, meinte Bill grinsend. Johnny kam tatsächlich. Er trat durch die offene Terrassentür, blieb für einen Moment stehen, wischte sich den Schlaf aus den Augen und lief auf uns zu.

»Onkel John!« Er warf sich in meine Arme. »Du bist ja auch da!«

»Sicher, Kleiner, sicher.« Ich strich durch sein dunkelblondes Haar und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, bist du groß geworden. Kleiner

kann ich nicht mehr sagen.«

»Das stimmt.«

»Er gehört zu den größten Schülern in seiner Klasse«, erklärte mir Bill.

»Und warum schläfst du noch nicht, mein Sohn?« fragte Sheila.

Johnny drehte sich zu seiner Mutter um. »Ich... ich habe geschlafen, Mum.«

»Dann leg dich wieder hin.«

Er schüttelte den Kopf. »Das geht nicht.«

»Wieso nicht?«

»Weil da immer diese Stimme ist, die mich nicht schlafen läßt. Sie... sie ruft mich.«

Wir horchten auf. »Welche Stimme denn?« hakte ich nach.

Johnny lachte plötzlich. Uns aber blieb das Lachen im Halse stecken, als wir seine Antwort hörten. »Nadine hat zu mir gesprochen...«

Johnnys letzter Satz verklang. Wir saßen steif auf unseren Gartenstühlen und schauten uns an.

Sheila nickte, als wollte sie sagen: Jetzt hast du den Beweis. Sie sprach ihren Sohne auch an. »Hast du dich nicht getäuscht, Johnny? Nadine ist eine Wölfin. Sie kann nicht mit dir sprechen.«

»Doch, das hat die Stimme doch gesagt. Sie erklärte mir, daß sie Nadine wäre.«

Ich räusperte mich. »Kannst du dich an die genauen Worte erinnern, Johnny?«

»Nicht sehr. Aber sie hat mit mir gesprochen.«

Bill stand auf und bückte sich neben seinem Sohn, bevor er ihn in den Arm schloß. »Versuche dich genau zu erinnern, Johnny. Iis ist nämlich sehr wichtig für uns.«

»Ja?«

Bill nickte. »Klar doch. Es kommt auf dich an.«

Johnny versuchte, ein ernstes Gesicht zu machen. »Ich glaube, sie hat Angst gehabt.« Er zögerte einen Moment, nickte sich selbst zu und wiederholte den Satz.

»Vor wem?« fragte Bill.

»Weiß ich auch nicht so genau. Aber sie hat von einem Grab gesprochen und einem Friedhofswächter.«

»Wie war das letzte noch?«

»Friedhofswächter.«

»Aber Johnny«, sagte Bill. »Wie kommst du denn auf so etwas? Weißt du, was ein Friedhofswächter ist?«

»Nein.«

»Ich auch nicht«

»Oder ein Mann, der auf dem Friedhof Wache hält«, fügte Johnny schnell hinzu.

Da Bill mich anschaute und ich dabei eine Frage in seinem Blick las, nickte ich. »Dein Sohn hat fast recht. Es gibt diese Friedhofswächter. Oder es hat sie gegeben.«

Beide Conollys waren überrascht. Sheila wollte von mir eine nähere Erklärung haben, die ich ihr auch gab. »Hört zu. Friedhöfe sind Orte, auf die nur wenige Menschen freiwillig gehen. So haben sich immer Legenden gebildet, und nicht wenige waren der Meinung, daß es auf Friedhöfen von Gespenstern nur so wimmeln würde. Das stimmt aber nicht. Auf den meisten Friedhöfen soll es, der Sage nach, nur ein Gespenst gegeben haben. Eben den Friedhofswächter.«

»Und welche Aufgabe hat er?« fragte Bill.

»Das ist ganz einfach. Der Friedhofswächter ist der Geist des ersten Menschen, der auf dem Friedhof begraben wurde. Er hat die Aufpasserfunktion übernommen. Sein Job ist es, böse Geister und unerlaubte Eindringlinge vom Friedhof fernzuhalten. Und jetzt hört zu, denn es wird schaurig. Ein uralter Brauch war es leider hier in

Westeuropa, einen Menschen lebendig zu begraben, wenn ein neuer Friedhof angelegt wurde, denn man wollte sicher sein, daß dieser Friedhof auch einen Wächter besaß.« Ich hatte mich sehr knapp gefaßt, weil ich Johnny durch die Worte nicht unnötig beunruhigen wollte. Erschaute mich aus großen Augen an. Auch Bill sah kaum anders aus, und Sheila starrte in das flackernde Kerzenlicht.

Der Reporter faßte sich als erster. »Hast du denn schon einmal mit einem solchen Friedhofswächter Kontakt gehabt, John?«

»Nein.«

»Dann kennst du ihn nur aus Erzählungen.«

»Richtig.«

Sheila schaute auf und mich an. »Wenn ich Johnnys Aussagen richtig verstanden habe, muß Nadine mit einem solchen Wesen in Verbindung getreten sein.«

»Davon können wir ausgehen.«

»Deshalb also ihre Ausflüge?« stöhnte Bill. Er hob die Schultern.

»Aber verdammt, wo befindet sich denn ein solcher Friedhof? Denkt doch mal nach. Wenn Nadine bei Anbruch der Dunkelheit verschwindet und sie vor Mitternacht oder kurz nachher wieder zurück ist, kann sie gar nicht so weit gelaufen sein.«

»Das meine ich auch. Soviel ich weiß, gibt es doch in dieser Gegend keinen Friedhof.«

»Richtig, John.«

»Und was unternehmen wir?« fragte Sheila.

Ich hob die Schultern. »Sehr gut gesprochen, meine Liebe. Ich weiß es selbst nicht genau. Wir müßten den Kontakt zu Nadine aufrechterhalten. Auch wenn es über Johnny ist.«

»Das steht er doch nicht durch. Denkt mal daran, wie alt der Junge erst ist.«

»Wir müssen dann bei ihm bleiben.«

Es war ein Vorschlag, über den nachgedacht werden mußte. Zu

einem Ergebnis kamen wir nicht.

Johnny merkte, daß es auf ihn ankam. Er redete auch weiter. »Mir kam ihre Stimme so komisch vor. Als hätte sie Angst vor dem komischen Wächter gehabt.« Er schaute seinen Vater an, auf dessen Schoß er mittlerweile saß. »Stell dir vor, ich habe sie verstehen können, sonst hat sie nie etwas gesagt, wenn sie in meinem Zimmer war und ich sie gestreichelt habe. Aber jetzt...«

Ich hielt mich mit einer Bemerkung zurück, fürchtete aber, daß Johnny in diesem Fall eine bedeutende Rolle spielen konnte. Eine Rolle, die mir und seinen Eltern überhaupt nicht passen würde. Aber es führte kein Weg daran vorbei. Wir mußten Johnny wohl einsetzen.

»Hat sie dir nicht gesagt, wo sie hingelaufen ist und wann sie zurückkommt?«

»Nein, Onkel John.«

»Du hast aber Angst um sie?«

»Ja, schlimme Angst. Ihre Stimme hat richtig gezittert. Es war die einer Frau.« Er lächelte plötzlich. »Aber Nadine ist ja auch ein Frauenname, nicht wahr?«

»Das ist korrekt, mein Sohn. Ich würde jetzt vorschlagen, daß du dich wieder hinlegst und versuchst, einzuschlafen.«

Johnny nickte. »Was ist denn, wenn sie wieder mit mir spricht? Soll ich dann kommen und euch alles erzählen?«

»Wir bitten darum, Johnny.«

»Okay, das mache ich dann.« Johnny rutschte vom Schoß seines Vaters und verschwand winkend. »Gute Nacht...«, sagte er leise.

Lächelnd schaute ich ihm nach. »Er wird immer netter«, sagte ich und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Hoffentlich gerät er nicht in einen gefährlichen Kreislauf hinein.«

»Und wenn, können wir nichts daran ändern«, sagte Bill. »Das ist nun mal so. Johnny hat eine besondere Beziehung zu Nadine. Wenn man die beiden sieht, fällt es einem schwer zu glauben, daß es sich

dabei um Mensch und Tier handelt.« Der Reporter nahm sein Glas und leerte es.

»Der Friedhofswächter, John, kann das die Lösung für Nadines Verhalten sein?«

»Ich rechne sogar damit.«

»Aber wie kommen wir da zusammen?«

»Da bin ich leider überfragt.« Ich senkte den Kopf. »Jedenfalls sollten wir den Platz suchen, zu dem Nadine hinläuft. Das kann möglicherweise ein Friedhof sein.«

»Muß aber nicht«, sagte Bill, »denn ich kenne keinen in der Nähe, auf dem ein Wächter einhergeht.«

»Man sieht ihn ja auch kaum. Er soll der Sage nach ein Gespenst sein.«

»Seid doch mal ruhig«, sagte Sheila scharf flüsternd. »Ich glaube, da war etwas.«

Wir schwiegen, setzten uns kerzengerade hin und lauschten ebenso wie Sheila.

Noch vernahmen wir nichts. Nur das leise Säuseln des Nachtwinds drang an unsere Ohren.

Bis wir ein Tappen hörten. Bestimmte Laute, als würde sich jemand unserem Sitzplatz sehr vorsichtig nähern. Zwischendurch vernahmen wir auch ein Schaben und das Rascheln von Blättern.

Ich hatte meine Hand nahe an den Berettagriff gebracht, aber ich faßte die Waffe nicht an. Die Gestalt, die sich aus der Dunkelheit hervorschälte und sich wie ein Schatten der Terrasse näherte, war uns allen bekannt.

»Nadine!« flüsterte Sheila und stieß erleichtert die Luft aus. »Damit habe ich nicht gerechnet. So früh kommt sie schon zurück?«

Wir gaben ihr keine Antwort. Dafür beobachteten wir die Wölfin, die mir irgendwie verändert vorkam, das erkannte ich trotz der nächtlichen Finsternis.

Sie lief nicht so geschmeidig wie sonst, sondern so, als hätte sie an einer schweren Last zu tragen. Auch den Kopf mit der langen Wolfsschnauze hielt sie nicht mehr so stolz erhoben wie sonst, er pendelte auf und nieder, als hätte die Kraft den Körper der Wölfin verlassen. Da stimmte etwas nicht.

Ich hielt es nicht mehr auf meinem Platz aus, schraubte mich hoch und ging ihr entgegen.

Im Kerzenlicht trafen wir zusammen, und hier stoppte Nadine auch. Ich kniete mich nieder. Meine Hände fuhren in das dichte Fell am Hals, so daß ich ihren Kopf anheben und ihr in die Augen schauen konnte. Der Schreck traf mich bis ins Mark.

Der menschliche Ausdruck war aus ihren Augen verschwunden. Sie wirkten jetzt leer und tot wie zwei schwarze Löcher...

Vor den beiden Dieben stand eine Gestalt, wie sie eigentlich nur in Romanen oder Filmen vorkam. Ein häßliches, gefährliches Wesen, behaart von den prankenhaften Füßen bis hin zum Schädel. Mit gelblich funkelnden Augen, einem offenstehenden Maul, gefährlichen Reißzähnen und regelrechten Killerpranken.

Das Fell war dunkel, besaß gleichzeitig einen Stich ins Bräunliche, als würden dünne Mondlicht-Streifen über die Gestalt fallen und sie genau nachzeichnen.

»Ein... ein Werwolf!« ächzte Ed. »O verdammt, ich werde verrückt.« Er schüttelte sich und holte trotz seiner Angst den Revolver hervor, mit dem er in dieser Nacht schon einen Menschen erschossen hatte.

Bevor er auf die Gestalt anlegen konnte, zuckte sie nach rechts und verschwand hinter einer stehenden Grabplatte. Die Mündung der Waffe stieß ins Leere.

Ed lachte. Es klang nicht sehr freundlich, eher schon irre. »Sag mal, Tidy, spinnen wir?«

Der andere Dieb konnte nicht reden. Er klapperte mit den Zähnen. Eine Auswirkung des Schocks. »Ich weiß nicht, ob wir spinnen. Ich jedenfalls habe eine Gestalt gesehen.«

»Und ich auch.« Ed drehte den Kopf nach links. Dort war der Unheimliche verschwunden. »Und es war ein Werwolf!« hauchte er.

»Verdammt, was sucht der hier?« Tidy lief auf Ed zu und schüttelte ihn durch. »Das geht uns einen Scheiß an. Wir sollten zusehen, daß wir hier wegkommen. Wir müssen verschwinden. Das war eine Warnung. Wenn der uns erwischt, zerfetzt er uns mit seinen Pranken.«

»Meinst du?«

»Klar, Mann. Ein Werwolf macht so etwas.«

Ed schaute zu Boden und schüttelte den Kopf. »Es geht doch nicht«, sagte er.

»Was geht nicht?« Tidy hatte sich schon einige Schritte entfernt, stand aber nie ruhig und drehte sich einige Male auf der Stelle.

»Ich kann ihn nicht killen!« Ed stieß den Waffenarm vor. »Verdammt, ich kann es nicht.«

Tidys Augen nahmen einen ungewöhnlichen Glanz an, als er wieder näher kam. »Wieso? Du brauchst nur abzudrücken.«

»Klar, mehr nicht. Nur habe ich die falschen Kugeln geladen. Verstehst du das? Die falschen Kugeln!«

»Nein. Bist du irre?«

»Hör zu, Tidy.« Ed packte ihn und schüttelte ihn an der Schulter.

»Werwölfe kann man vernichten, aber dazu braucht man andere Dinge. Silberkugeln!« zischelte er. »Und geweiht müssen sie sein. Verstehst du jetzt? In meiner Kanone stecken nur normale Bleigeschosse und keine aus Silber. Dem Werwolf kann ich das Magazin in den Leib jagen, und es wird sich nichts tun. Vielleicht schleudern ihn die Einschläge zu Boden, aber er wird immer wieder aufstehen und sich auf uns stürzen. Tidy, wir sind praktisch

waffenlos.«

Tidy war ganz steif. Als Ed ihn losließ, wäre er fast gefallen. »Okay, okay, ich verstehe dich. Wir sind also wehrlos, aber wir haben noch unsere Beine. Klar? Wir verschwinden!«

»Er wird uns finden!«

»Willst du bleiben?«

»Nein, aber mach dich darauf gefaßt, daß er uns folgt. Und wir werden ihn ebensowenig hören, wie wir ihn vorhin gehört haben. Der ist wie eine Katze, nur eben eine mörderische und tödliche.«

Tidy ballte die rechte Hand. »Wenn du mir angst machen willst, schlage ich dir einen in die Schnauze.«

Ed verzog den Mund. »Ich hatte dich nur gewarnt. Ich wollte dir sagen, daß das Böse überall lauert. Sogar in unserem Körper. Vor einer Stunde habe ich zum erstenmal gekillt. Das war auch das Böse, das plötzlich hochkam. Ich sah den Rücken, ich mußte schießen. Verdammt, ich mußte den Zeigefinger krümmen. Im ersten Moment war es wie eine Erlösung. Jetzt könnte ich kot...«

Das Heulen unterbrach ihn. Es war ein relativ leiser, sirenenartiger Ton, der über den kleinen Friedhof schwang und allmählich verwehte.

»Er ist noch da!« sagte Ed.

Tidy schüttelte den Kopf. »Du kommst mir vor wie ein Selbstmörder. Verdammt, willst du denn, daß er dich killt und du deine verfluchten Schuldgefühle loswirst? Meinetwegen!« rief er. »Meinetwegen.« Er hob den rechten Zeigefinger und knickte leicht in den Knien ein. »Aber ohne mich, verstehst du? Ich mache da nicht mit. Vielleicht treffen wir uns noch mal.«

Tidy drehte sich auf dem Absatz um und lief davon. Er nahm nicht den Weg, den sie gekommen waren, er wollte abkürzen. Bis zum Gitter, dieser Grenze, war es nicht weit.

Es lag hinter den Grabsteinen und dem Gestrüpp, in das sich die

alten Steine regelrecht hineingeschoben hatten.

»Bleib hier, wir nehmen...« Ed redete nicht mehr weiter. Er hätte seinen Freund nicht stoppen können.

Tidy keuchte voran. Sein Herz schlug dabei schneller als gewöhnlich. In seinem Nacken saß etwas, das ihn mit seinen unsichtbaren Krallen festhielt.

Die kalte, würgende Angst.

Er bahnte sich seinen Weg. Obwohl die Strecke nur kurz war, hatte er zu kämpfen. Zweige hämmerten gegen Gesicht und Körper. Sie waren wie dünne Pranken oder würgende Lianen, die sich an ihm festklammern wollten. Er zerrte, riß daran, kam wieder frei und schrie, weil ein Faustschlag einen Grabstein getroffen hatte, der hinter einem Gestrüppwirrwarr verborgen gelegen hatte.

Das Unkraut wuchs waden- und manchmal auch schenkelhoch. Er stolperte hinein, trat auf flache Steine und in Löcher. Es war allein die Angst, die ihm diese Wahnvorstellungen vorgaukelte und ihn weitertrieb, bis er das Gitter nicht mehr rechtzeitig sah und mit seinem Gewicht und dem nötigen Schwung dagegenprallte.

Er stieß sich seine Nase an einem Stab, spürte das Blut, daß aus dem linken Nasenloch rann, an seinem Kinn entlanglief und im schweißnassen Hemd versickerte.

Tidy schaute hoch.

Die Stangen besaßen an ihrem oberen Ende rostige Spitzen, so daß sie an Lanzen erinnerten. Wer daran hängenblieb, kam kaum noch weg. Tidy versuchte es.

Er umklammerte zwei Stäbe.

Der feuchte Rost schmierte an seinen Handflächen entlang. Er mußte nachgreifen, hatte große Mühe, kam aber höher, faßte noch einmal mit der rechten Hand nach, so daß er den Teil der Stange direkt unter der Spitze zu fassen bekam.

Da hielt er fest — und hörte das Knurren hinter sich. Seine Lage

ließ es nicht zu, daß er den Kopf drehte. Dennoch wußte er, wer sich hinter ihm befand.

Die Pranke hämmerte in seinen Nacken und seinen Rücken. Tidy verließ die Kraft.

Er konnte sich nicht mehr festhalten, rutschte, die andere Pranke fing ihn auf, als wäre er ein kleines Kind, und hielt eisern fest. Er lag in den Armen der Bestie, die ihn drehte, so daß er auf deren Maul schauen konnte, wo der lange Geifer in gelblich schimmernden Bahnen die Zähne miteinander verband.

Er biß nicht zu.

Tidy hielt den Atem an. Er schaffte es nicht einmal mehr, Luft zu holen. Die Angst war dabei, ihn seelisch zu zerstören.

Der Werwolf hob ihn hoch.

Für die Dauer eines Lidschlages hatte Tidy die wahnsinnige Vorstellung, daß ihn die Bestie über den Zaun auf die andere Seite schleudern würde, weil er die Spitzen plötzlich unter sich sah. Es wurde viel schlimmer.

Der Werwolf drückte ihn mehrmals nach unten. Und Tidys Schreie versickerten schon nach der ersten Berührung...

Ed hörte ihn schreien!

Eigentlich hätte Angst sein Gesicht zeichnen müssen, statt dessen glitt ein kaltes Lächeln über seine Züge. Er schaute auf seinen Revolver und steckte ihn ein.

»Ja«, sagte er, »Tidy, du warst zu stürmisch. Man sollte in gewissen Situationen Nerven zeigen.« Er lachte laut. Nerven hatte er gezeigt. Durch seine Worte und durch sein Gehabe hatte er Tidy praktisch zur Flucht getrieben. Daß diese in den Klauen der Bestie enden würde, hatte Ed vorausgesehen. Für ihn war die Bahn nun frei.

Und er nahm den normalen Weg, denn nicht weit vom Tor entfernt parkte der Range Rover. Die einzige Chance, die ihm für eine Flucht

blieb. Solange der Werwolf mit Tidy beschäftigt war, hatte er Chancen. Schattenhaft huschte der Mörder über das Gelände des Friedhofs. Manchmal war er nicht mehr als eine Silhouette, die sich ihren Weg über Grabsteine hinweg und durch Gestrüpp bahnte.

Der Werwolf würde ihn nicht kriegen!

Das Tor stand noch offen. Es schien ihm zuzuwinken, doch endlich hindurchzulaufen.

Er tauchte unter den Zweigen einer Ulme hinweg, schaute gegen den Himmel, sah eine blasse Mondscheibe wie ein kreisrundes Auge auf die Erde schauen und dachte daran, daß es wohl kein idealeres Werwolf Wetter geben konnte. Der Mond, die Nacht, die Bestie!

Diese drei Dinge gehörten zusammen. Das hohe Gras war saftig und feucht. Manchmal auch schlangenhaft, denn Ed hatte das Gefühl, als wollte es sich um seine Füße wickeln und am Weiterlaufen hindern. Als er stoppte, rutschte ihm das rechte Standbein weg. Sehr schnell hatte er sich gefangen und jagte weiter. Der Rover hob sich als kantiger Schatten vom Untergrund ab.

Einen raschen Blick warf Ed am äußeren Rand des Zauns entlang. Leider sah er nichts von Tidy. Möglicherweise hatte es ihn noch auf dem Totenacker erwischt.

Der Werwolf hielt sich ebenfalls zurück. Kein Knurren oder Hecheln zeigte an, daß er sich in der Nähe aufhielt. Gut für Ed, der auf die rechte Seite zulief und die Fahrertür aufriß.

Er kletterte nicht hinein, er schleuderte sich vor. Dabei fiel er auf den feuchtwarmen Kunststoffsitz, schwang und zog die Beine nach und tastete nach dem Zündschlüssel.

Mit der anderen Hand knallte er die Tür zu. Als sie mit einem lauten Geräusch ins Schloß fiel, ärgerte er sich. Wenn die Bestie bisher noch nichts von ihm gehört hatte, jetzt bestimmt.

Seine Hände zitterten, so daß er beim erstenmal das Zündschloß verfehlte. Der zweite Versuch gelang, und der Wagen sprang auch

sofort an. Eine Sekunde ließ sich der Mörder Zeit. Die brauchte er einfach, um durchzuatmen.

Jetzt kam er weg, jetzt...

Den Schatten nahm er aus dem rechten Augenwinkel wahr. Hinter der Scheibe schnellte er hoch, und es war die Fratze des Werwolfs, die plötzlich durch das Fenster starrte.

»Neeeinmn!« brüllte Ed, während er gleichzeitig seine Waffe hervorholte und schneller als die Bestie war, denn sie rutschte ab, bevor sie die Tür aufreißen konnte.

Als sie wieder hochkam, befand sich die Mündung der Waffe nur eine Fingerlänge von der Scheibe entfernt.

Ed schoß!

Er schrie dabei, die Scheibe bekam ein Muster und ein Loch. Sie zerkrümelte nicht, aber er konnte auch nicht hindurchschauen, weil sie jetzt wie Milchglas aussah.

Nur einen Schatten sah er abtauchen. Der Werwolf war verschwunden. Er hatte ihn erwischt. Die Chance war wieder da.

Nur hatte Ed in der Ffektik leider den Motor abgewürgt. Er mußte noch einmal starten.

Die Waffe hatte er auf seinen Schoß geworfen. Und er sprach mit dem Wagen, wie mit einem kleinen Kind. »Komm schon, verdammt, komm schon!« Der Motor sprang an.

Kuppeln, Gang einlegen, auf das Gaspedal drücken, er tat es automatisch. Quer durch das Gelände wollte er den Wagen prügeln, um irgendwo wieder auf die Straße zu kommen. Dort konnte er dann aufdrehen.

Eisern mußte er das Lenkrad halten. Seine Gedanken beschäftigten sich bereits mit der Zukunft. Natürlich würde er niemandem von diesem Vorfall erzählen, und sein Kumpel konnte sowieso nichts mehr sagen. Er war bestimmt tot.

Sie hatten mit niemandem über ihren Job gesprochen. Alles war im

verborgenen geschehen. Auch wollte er die Stadt verlassen. Am besten konnte man in London untertauchen.

Er schaute in den Rückspiegel. Hinter ihm tanzte das dunkle Gelände. Eine Symphonie aus Schatten, Bäumen und Büschen, aber keinen Werwolf.

Oder war doch einer hinter ihm her?

Am Ende des Wagens bewegte sich ein Schatten.

Die Hecktür!

Tidy und er hatten sie doch geschlossen. Die mußte er jetzt aufgerissen haben.

Die kalte Würgehand war unsichtbar, aber sie drückte seine Kehle zusammen. Erstarrte in den Innenspiegel. Die Angst manifestierte sich, sie bekam ein fellbedecktes Gesicht mit zwei kalten Augen und einem gähnenden Maul, wobei in der Stirn noch das Bleigeschoß steckte, das Ed verfeuert hatte.

Ein plattes Loch war dort zu sehen, ein kleiner Trichter, als hätte ihn jemand mit dem Daumen in die Knochenmasse gedrückt. Was sollte er tun?

Ed mußte sich innerhalb von Sekunden entscheiden. Die Bestie konnte jeden Augenblick zuschlagen.

Er riß den Wagen in eine Linkskurve. Beide Vorderräder jagten über einen kleinen Buckel, gerieten dann in eine Querrinne, und wieder einmal wurde das Fahrzeug durchgeschüttelt. So sehr, daß selbst der Werwolf kippte und die Tür am Heck zukrachte.

Aber auch die Waffe rutschte Ed von den Knien, fiel zu Boden und schlidderte weiter zwischen die Pedale. Im Moment für Ed unerreichbar. Dennoch bückte er sich. Er wollte sie nehmen, über seine Schulter feuern und so versuchen, den Unhold zu treffen.

Ed lenkte mit der rechten Hand. Den linken Arm streckte er aus, aber er war zu kurz.

Der Mann bückte sich tiefer, sein Fehler, denn auch der Werwolf

kam wieder hoch.

Zuerst raste der Range Rover in das Gebüsch. Das konnte er noch durchbrechen, aber er fuhr weiter, geriet auf weichen Boden, die Räder drehten durch, er wurde geschoben, und plötzlich wuchs der Baumstamm wie aus dem Nichts vor ihm in die Höhe. Jetzt war niemand mehr da, der das Lenkrad herumriß. Zwar war das Fahrzeug mit einem Schutz versehen worden, aber der alte Stamm war härter. Plötzlich schob sich die Kühlerschnauze zusammen, als bestünde sie aus Pappe.

Ed, fast noch kniend, prallte mit dem Schädel gegen das Lenkrad, der Rückstoß wuchtete ihn wieder nach hinten, wo ihn der Sitz abfang, dann preßte ihn eine Kraft in die Höhe bis zur Innenverkleidung des Wagendachs. Sein Schädel schien zerspringen zu wollen. Ed hörte sich schreien, der Wagen wurde mit dem Heck in die Höhe geschleudert, kippte wieder zurück, durchdrehende Reifen wühlten den weichen Boden auf, schleuderten Gras und Lehm in die Höhe, dann krachte das Fahrzeug zurück, wobei es sich schüttelte, als hätte eine Riesenfaust nach ihm gegriffen. Davon merkte Ed kaum etwas. Er lag eingeklemmt vor der Sitzbank, war halb bewußtlos, spürte die Schmerzen an seinem gesamten Körper, aber er konnte nicht mehr denken und handeln. Etwas hatte ihn regelrecht zerstört. Dem Werwolf war es ähnlich ergangen. Nur überstand er solche Dinge wesentlich besser.

Er war ebenfalls von einer Seite zur anderen gewuchtet worden, überrollte sich, spürte die Stöße, wurde wieder zurückgeschleudert, hämmerte gegen die Tür, die sich wieder geöffnet hatte und rollte aus dem Wagen.

Bäuchlings blieb er liegen. Er preßte seine Schnauze gegen das taufeuchte Gras, spürte das Zittern und wußte, daß ihm sein zweites Opfer auch nicht entgehen würde.

Er kam hoch.

Wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt, schüttelte er sich, und das Fell sträubte sich dabei. Diabolisch funkelte sein Blick, als er um das herumschritt, was einmal ein Range Rover gewesen war. Der Baum und das Wrack klebten aneinander. Der Wagen konnte weggeworfen werden. Niemand würde ihn je fahren können. Das hatte die Bestie auch nicht vor.

Sie wollte den zweiten.

Die Fahrertür stand nicht offen. Sie hatte sich bei dem Aufprall gegen den Baum verklemmt. Die Bestie riß mit den Pranken daran, drosch sie auch gegen das Metall, und die dumpf klingenden Schläge hallten wie unheimliche Glockenklänge durch die Nacht.

Sie wurden nur von Ed gehört.

Er wunderte sich selbst darüber, daß er noch in der Lage war, diese Schläge zu identifizieren. Auch sein Gehirn arbeitete wieder. Es sagte ihm, daß die Bestie in das Führerhaus wollte. Wenn sie es an der Fahrerseite nicht schaffte, würde sie es an der anderen versuchen. Er mußte vorher raus.

Ed kroch über die Sitzbank. Eine kurze Entfernung, die ihm verdammt lang vorkam, möglicherweise das letzte Stück auf seinem Lebensweg. Mit der linken Hand stützte er sich ab, den rechten Arm hielt er ausgestreckt, um nach dem Innengriff an der Tür zu fassen. Der Werwolf war schneller. Ed sah die Bestie nicht, aber von außen her riß sie plötzlich die Tür auf. Plötzlich verschwand sie vor seinen Augen, ein Loch entstand, das die Bestie ausfüllte.

Sie griff zu.

Ed sah schattenhaft die beiden Pranken, die sich in seine Schultern schlugen. Diesem plötzlichen Ausbruch an Gewalt hatte er nichts entgegenzusetzen. Die Bestie riß ihn zu sich heran, seine Knie schleiften noch über den Sitz, die Reibung erzeugte Wärme auf dem Kunstleder, dann kippte er nach vorn.

Mit dem Gesicht zuerst schlug er auf. Gras und Dreck drangen in

seinen Mund, knirschten zwischen den Zähnen, doch die Bestie gönnte ihm keine Pause. Sie riß ihr Opfer wieder hoch und wuchtete es nach rechts, so daß Ed in Höhe des linken Vorderrads mit dem Rücken gegen die demolierte Kühlerschnauze prallte.

Noch einmal holte er Luft.

Dann war der Schatten über ihm. Ed hatte das Gefühl, ersticken zu müssen. Er bekam zum Glück nicht mehr mit, was mit ihm geschah, denn die Schleier des Todes hatten sein Leben bereits ausgelöscht. Neben dem Vorderrad blieb er liegen, und der Werwolf starrte auf ihn herab.

Mit einer unwillig anmutenden Bewegung wischte er über seine Schnauze, die feucht und klebrig geworden war. Dann wandte er sich ab. Fast gemächlich ging er den Weg zurück.

Seine Heimat war der Friedhof. Dort sollte ihn niemand stören. Schließlich war er der Hüter, und er allein bestimmte, wer in das offene Grab gelegt wurde.

Das war sein Recht. So schrieb es die Legende vor. Und seine Gedanken glitten zurück bis zu dem Zeitpunkt, wo man den Friedhof einweihte und die Menschen sich ausgerechnet ihn als Wächter ausgesucht hatten...

Nadines Augen waren leer!

Diesen Schock mußte ich zunächst einmal verkraften, und ich hörte Bills Frage wie aus weiter Ferne klingend.

»Was ist denn, John?«

»Kommt und seht es euch an!« Ich schaute den beiden Conollys zu, wie sie aufstanden und mich einrahmten. Sie bückten sich, um besser sehen zu können.

Noch immer hielt ich meine Hände um Nadines Kopf gelegt, drehte ihn nach rechts, dann nach links, damit Bill und Sheila erkennen konnten, was mit der Wölfin geschehen war.

Sheila sah es zuerst. Sie zeigte sich erschreckt. »Die Augen, mein Gott! Sie sind ja leer!«

»Ja!« bestätigte ich.

»Und jetzt?«

»Ich weiß es nicht, Sheila. Ich weiß es wirklich nicht.«

Bill kniete sich neben mich. Auch er schaute genau nach, gab aber keinen Kommentar, schluckte nur und schüttelte den Kopf. Ich streichelte die Wölfin. Gerade sie, in der die Seele eines Menschen steckte, was sich auch im Ausdruck ihrer Augen widerspiegelte, hatte nun das Wichtigste verloren.

War die Seele tatsächlich getrennt worden, wie ich es schon einmal erlebt hatte?

Dann wäre sie jetzt nur ein normaler Wolf, der keine Beziehung zu den Menschen besaß, die ihn umstanden und diese durchaus angreifen würde, wenn es ihm paßte.

Ich stand wieder auf. Auch Bill hatte sich erhoben. Sheila lehnte am Gartenstuhl, hob ihre Schultern, ließ sie wieder sinken und wischte über ihre Augen, als könnte sie ein bestimmtes Bild fortputzen.

»Ist Nadine tot?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich, schaute der Wölfin nach, wie sie davontrottete. »Ich weiß es wirklich nicht. Äußerlich lebte sie. Ob sie aber noch so wird, wie sie einmal ist, kann ich nicht sagen. Wir wollen es hoffen.«

Die Wölfin hatte sich neben dem Tisch zu Boden gekauert. Sie machte einen apathischen Lindruck. Ihr Fell sah verschossen aus, es glänzte nicht mehr so, wie es hätte eigentlich sein sollen. Sie mußte sich herumgetrieben haben.

Bill nahm meinen Gedankenfaden auf. »Wenn wir nur wüßten, woher sie jetzt gekommen ist.«

Mir kam eine andere Idee. »Möglicherweise hat sie einfach nur allein sein wollen.«

»Wie meinst du das?«

»Nadine hat etwas erlebt, das nur sie was anging. Ihr solltet dabei nicht mit hineingezogen werden. Sie ist weggelaufen, hat sich irgendwo verkrochen und kam erst zurück, nachdem das andere vorbei war.«

»Welches andere?« fragte Sheila.

»Das ist eben die Frage, auf die wir eine Antwort finden müssen.«

»Wir?« Bill lachte auf. »Ich glaube nicht daran, daß wir es schaffen können.«

»Wieso nicht?«

»Weil unser Kontakt zu Nadine gestört ist. Wir liegen nicht mehr auf der gleichen Wellenlänge. Sie hat ihre Seele abgegeben. Die Seele des Menschen Nadine Berger. Vor uns sehen wir nur einen Körper, und ich frage mich, wo sich die Seele befindet.«

»Auf der Wandschaft.«

Bill schaute mich an. »Hast du dabei an Fenris gedacht?«

»In der Tat.«

»Er war oder ist ein Feind der Wölfin, nicht wahr?«

Ich hob die Schultern. »Man kann davon ausgehen, aber wer von den Wölfen ist schon Fenris' Feind?«

»All diejenigen, die nicht auf seiner Seite stehen. Wie Morgana Layton«, sagte Bill.

»Sie wäre möglicherweise eine Chance.«

»Wie meinst du?«

»Man müßte versuchen, mit ihr in Kontakt zu treten.« Ich winkte ab.

»Das ist natürlich alles Theorie, wenn ich daran denke, was uns Johnny gesagt hat. Er sprach von einem Friedhofswächter und einem Grab. Beide müßten mit Nadine in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen, und beide Dinge müßten von uns gefunden werden.«

»Dann fang mal mit der Suche an«, erklärte Bill.

»Sei nicht sarkastisch«, meldete sich Sheila. »Es ist tatsächlich unsere einzige Chance.«

»Ich denke da mehr an Johnny. Wenn wir überhaupt eine Chance haben, ist er der einzige, der uns auf den Weg bringen kann. Er hat den Kontakt zu ihr gehabt. Er hat auf mentaler Ebene mit ihr gesprochen. Wer sagt uns denn, daß dies nicht wieder geschehen kann?«

Sheila ging sofort auf Opposition. »Du willst Johnny in den Fall einschalten?«

»Als Mittler.«

»Er kann daran zerbrechen«. Sie funkelte mich an. Wenn es um ihren Sohn ging, war Sheila nicht zu bremsen.

Bill legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Laß es langsam angehen, Mädchen. Ganz langsam — okay?«

»Schon gut, Bill.«

Ich gab ihr eine gewisse Bedenkzeit und erkundigte mich noch einmal bei ihr, ob sie einverstanden wäre. »Bleibt mir etwas anderes übrig?«

»Wohl kaum.«

»Laßt uns zu Johnny gehen, aber ich spreche zunächst mit ihm allein.«

»Bitte.«

Sheila ging vor. Bill und ich warteten noch für die Dauer einer Zigarettenlänge. Dabei beobachteten wir Nadine, die auf den Steinen der Terrasse lag und sich anscheinend recht wohl fühlte. Manchmal streckte sie sich, räkelte sich auch, drehte den Kopf und schaute uns an. Es waren keine leeren Augenhöhlen, fürwahr nicht, aber der menschliche Blick, der die Wölfin eben so abgehoben hatte, fehlte bei ihr.

»Was hat sie mit einem Friedhofswächter zu tun?« flüsterte Bill und schüttelte den Kopf. »Ich begreife es einfach nicht. Du hast mir die

Geschichte erzählt oder die Legende. Ist Nadine denn ein Friedhofswächter?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ich ja auch nicht. Und trotzdem gibt es einen Zusammenhang.«

»Laß mich noch einmal auf die Sage zurückkommen, Bill. Sie hat sich besonders in den westeuropäischen Ländern hervor getan. Wenn ich mich allerdings recht erinnere und diese Legenden richtig zu deuten weiß, gab es diese Friedhofswächter mehr in den einsamen Gegenden, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ungefähr. Keine Großstädte also.«

»Nein, auf dem Land.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Das ist ganz einfach. Ich glaube nicht, daß Nadine bei ihren Ausflügen unbedingt einen Friedhof besucht haben muß. Sie hat sich eben nur einen ruhigen Ort ausgesucht, um Kontakt zu bekommen. Das ist alles.«

»Hoffentlich hast du recht.«

Ich bückte mich und streichelte die Wölfin. Sie ließ es sich gefallen und traf überhaupt keine Anstalten, sich dagegen zu wehren oder sich zur Seite zu bewegen. Mit fünf Fingern glitt ich auch über ihren Bauch, das Fell stellte sich dort hoch, ich kraulte sie, und die Wölfin drehte sich sogar auf den Rücken.

Bill schüttelte den Kopf. »Es ist kaum zu fassen. Wenn ich es nicht wüßte, hätte ich keinen Unterschied zu früher feststellen können.«

»Kommt ihr?«

Sheila hatte von der Terrassentür aus gerufen. Sie stützte sich mit einer Hand am Rahmen ab und winkte mit der anderen.

Bill war als erster bei ihr. Ich hörte ihn noch fragen. »Ist mit Johnny alles okay?«

»Man kann es so sehen. Zumindest schläft er.«

»Leider können wir nicht feststellen, ob er auch träumt«, bemerkte

ich und schob mich an Sheila vorbei in das Wohnzimmer. Bevor Bill die Tür schloß, schaute er noch einmal zurück. Die Wölfin befand sich auch weiterhin auf der Terrasse. Allerdings lag sie nicht mehr, sondern hatte sich hingestellt und schaute zu uns herüber. Wir wandten uns ab. Es war besser, wenn Nadine vor dem Haus blieb, denn in ihrem Zustand konnte sie unberechenbar sein.

Wir bewegten uns auf Zehenspitzen auf das Zimmer des Jungen zu, dessen Tür nicht geschlossen war. Durch den Spalt drangen Johnnys ruhige, tiefe Atemzüge. Sheila legte noch einmal einen Finger auf ihre Lippen und betrat als erste den Raum.

Sie hatte bereits drei Stühle geholt und sie im Halbkreis vor dem Bett aufgestellt. In der entfernten Ecke brannte das schwache Licht einer Lampe mit buntem Schirm. Die Stühle warfen Schatten auf den Boden, die sich bewegten, als wir sie zurechtrückten.

Die Conollys saßen links neben mir. Sheila hatte außen ihren Platz gefunden. »Willst du mit ihm sprechen?« fragte ich sie.

»Soll ich denn?«

»Es wäre vielleicht besser. Deine Stimme kennt er gut. Ihr Klang wird auch in sein Unterbewußtsein dringen, wenn du es richtig machst.«

»Ja, ich versuche es.«

Sheila beugte sich vor und schaute ihren Sohn an. Johnny lag halb auf dem Rücken und halb auf der Seite. Sein Gesicht zeigte einen entspannten Ausdruck. Ich hatte sogar den Eindruck, als würde er im Schlaf lächeln.

Ich sah Sheilas Hände, die sie vorstreckte und nach ihrem Sohn ausstreckte. Sie berührte seine kleine Hand und ließ ihre Finger darauf liegen, als sie ihn ansprach.

»Johnny, mein Kleiner, kannst du mich hören? Ich spreche zu dir. Ich, deine Mutter...«

Johnny rührte sich nicht. So einfach war es auch nicht. Wir mußten

Geduld haben. Man konnte solche Dinge einfach nicht übers Knie brechen. Gut Ding braucht Weile.

Das merkten auch wir. Unsere Geduld wurde auf eine sehr harte Probe gestellt, aber Sheila zeigte sich als typische Mutter, die nie aufgab und es immer wieder versuchte.

Sie sprach mit Johnny, sie flüsterte, manchmal hob sie auch die Stimme an und wartete darauf, daß der Junge reagierte. Immer wenn er sich regte, zuckten wir zusammen und hofften.

Ich schlug Sheila vor, es einmal mit dem Namen Nadine zu versuchen.

»Meinst du?«

»Mach es.«

Sie kam auf die Wölfin zu sprechen. Jetzt hatte sie sich neben das Bett gekniet, die Arme neben Johnnys Kopf auf das Kissen gedrückt und blickte ihn direkt an.

Als Sheila den Namen der Wölfin zum viertenmal erwähnte, tat sich etwas. Johnny zuckte zusammen.

»Nadine...«

Das Wort hatte er gesagt. Es war nur flüsternd über seine Lippen gedrungen, aber wir hatten es vernommen.

»Kennst du Nadine?«

»Ja. Sie ist meine Freundin.«

»Das soll sie auch immer bleiben. Du hast oft von ihr geträumt, nicht wahr, mein Kleiner?«

»Das habe ich.«

»Habt ihr euch vielleicht im Traum unterhalten? Hast du sie gesehen? Ist sie dir erschienen?«

»Sie ist meine Freundin.«

Sheila atmete durch die Nase. »Das wissen wir, Johnny. Sie ist deine Freundin. Und wir freuen uns auch darüber. Aber kannst du dich jetzt mit ihr unterhalten?«

»Warum?«

»Ich möchte es so. Ich, deine Mutter. Ich will wissen, wo sich Nadine befindet. Du hast uns schon etwas von einem Grab und dem Friedhofswächter erzählt. Kannst du da noch einmal nachfragen? Bitte, Johnny. Tu es für uns.«

Der Junge lag mit halb geschlossenen Augen. Es war warm im Raum. Auch auf meiner Stirn klebte der Schweiß. Ich wischte ihn aber nicht weg, weil ich jede überflüssige Bewegung vermeiden wollte. Johnny sollte in seiner Konzentration nicht gestört werden.

»Was soll ich denn?« fragte er und bewegte beim Sprechen kaum die Lippen.

»Nimm Kontakt auf. Frage Nadine. Du kannst doch mit ihr sprechen. Du bist der einzige.«

Johnny lächelte plötzlich. Es zuckte kurz um seine Lippen. Wahrscheinlich kam er sich jetzt besonders stolz vor. »Ja«, sagte er, »das kann ich. Nadine ist ein Mensch. Ich habe sie gesehen. Sie ist nicht nur eine Wölfin.«

»Wie hast du sie gesehen, Kind?«

»Als Geist.«

Sheila erschauerte. Auch ich saß noch steifer da als sonst, während sich Bill leise räusperte. Klar, da wurden Erinnerungen wach, als es den Reporter und mich in die Urzeit verschlagen hatte, wo die Magie der Wölfe praktisch ihren Anfang genommen hatte. Damals hatte der Geist der Frau ebenfalls den Körper verlassen können und über ihm geschwebt. Wir hatten Nadine so gesehen, wie wir sie noch in Erinnerung gehabt hatten, als Mensch.

Jetzt mußte der Geist abermals ihren Körper verlassen haben und irgendwo umherirren. Johnny sollte ihn finden.

»Versuche es!« drängte Sheila mit flüsternder Stimme. »Bitte, Johnny, versuche sie zu finden und frage sie, was wir für sie tun können. Was du für sie tun kannst. Ihr seid doch dicke Freunde. Da

muß einer dem anderen helfen, verstehst du?«

»Ja, Mummy.«

Der Junge lag entspannt im Bett. Ich schaute mir sein Gesicht an und sah auch, daß seine Augendeckel zuckten, als hätte ihm jemand etwas darauf gestreut.

Er bewegte seine Lippen. Wahrscheinlich sprach er auch, allerdings unhörbar für uns. Möglicherweise konnte man ihn in einer anderen Dimension vernehmen.

Wir ließen ihn in Ruhe. Nur unser Atem erfüllte den Raum. Auch draußen war es ruhig. Nur Johnny bewegte sich jetzt. Er stand unter einem gewissen Druck, seine Handflächen fuhren auf der Bettdecke hin und her. Er zwinkerte mit den Augen und fragte plötzlich und für uns alle überraschend. »Nadine?«

Jetzt hatte er Kontakt!

Wir beugten uns noch weiter vor. Nichts sollte uns entgehen. Aber Johnny tat uns den Gefallen nicht, indem er lautredete. Er stand mit der Wölfin oder der Seele auf mentaler Ebene in Kontakt und führte ein für uns unhörbares Zwiegespräch.

So mußten wir warten, bis es beendet war. Es dauerte nicht lange. Nach etwa vier bis fünf Minuten änderte sich die Verhaltensweise des Jungen wieder.

Der Kontakt zu Nadines Geist war abgebrochen. Ein Zucken lief über seinen Körper, er drehte sich herum und blieb schließlich auf dem Rücken liegen.

»Ich glaube, das war's«, sagte Sheila.

Der Ansicht waren wir ebenfalls. »Und wie geht es jetzt weiter?« fragte Bill. »Er hat uns ja nichts gesagt.«

»Johnny wird es hoffentlich wiederholen können«, bemerkte ich und blickte Sheila dabei an. Sie verstand die Aufforderung und nickte mir leicht zu.

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Bevor sie ihre Fragen

stellte, streichelte sie das Gesicht ihres Sohnes. Sie wischte ihm die Schweißperlen von den Wangen, und Johnny schlug plötzlich die Augen auf. Er erschrak, als er uns vor seinem Bett sitzen sah, und mußte durch die Worte seiner Mutter beruhigt werden.

»Keine Sorge, mein Kleiner. Du liegst in deinem Bett, in deinem Zimmer und hast nur geträumt.«

Johnnys Augen begannen zu glänzen. »Ja, ich habe geträumt. Ich habe sogar viel geträumt.«

»War es ein schöner Traum?«

»Ja, von Nadine...«

»Und? Willst du ihn uns nicht erzählen? Wir würden uns sehr darüber freuen.«

Johnny wollte nicht so recht, weil ihn irgend etwas störte. »Das ist alles so komisch«, erklärte er. »Ich habe von Nadine geträumt, aber es war anders als sonst.«

»Wie anders denn?«

»Ja, ich... ich... sah sie nicht mehr als Wölfin. Da war plötzlich eine Frau. Sie sah schön aus, Mummy, fast so schön wie du. Und sie war ein Geist. Ein richtiger Geist.«

»Der mit dir geredet hat.«

»Ja, und ich hatte auch nichts dagegen, weil ich ihn ja mochte.«

»Hast du ihn auch etwas gefragt?«

»Ja.« Johnny überlegte. »Er sprach aber von allein. Der hatte Angst, glaube ich. Er redete von einem Grab und einem Friedhof, wo ein Wächter ist. Das Grab ist etwas Besonderes. Da sollte er hin.«

»Richtig begraben werden?« Sheila fiel es schwer, die Frage zu stellen. Sie wollte Johnny nicht zu sehr belasten.

»Ich glaube es. Mummy!« Er faßte nach der Hand seiner Mutter. »Kann man Geister überhaupt begraben?«

»Ich glaube nicht.«

»Das habe ich auch gemeint, aber der Geist sprach noch von etwas

anderem. Sein Körper sollte auch begraben werden. Und das ist doch Nadine, oder nicht?«

Wir blickten uns an. Die letzte Frage besaß Brisanz, da steckte Zündstoff dahinter. Sheila wollte etwas sagen, ich aber hob die Hand, denn ich wollte die nächste Frage stellen.

»Johnny, es ist wichtig. Hör mir bitte genau zu, ja?«

»Klar, Onkel John.«

»Wo sollte der Geist denn begraben werden?«

»Auf... auf einem Friedhof.«

»Ach. Hat sie dir auch gesagt, wo sich der Friedhof befindet?«

»Ja, ich habe mit ihr darüber gesprochen. Er ist weit, weit weg. In einer Landschaft, die sehr einsam ist. Wo der Wind heult und kaum Menschen leben.«

»Kennst du den Ort genauer?«

»Sie hat ihn mir beschrieben, denn sie will, daß wir hinkommen. Ja, wir müssen hin und sie retten.«

»Wohin, Johnny?«

»Sie hat einen so komischen Namen. Trevarrick, glaube ich.«

»Wie bitte?«

Johnny wiederholte den Namen noch einmal. Seine Eltern nickten. Sie hatten ihn auch registriert, und wir würden den Namen nicht vergessen. Weder die Conollys noch ich kannten einen Ort dieses Namens, aber er hörte sich englisch an. Das war schon viel wert.

»Du willst also hin?« fragte ich ihn.

»Ja, ich muß. Ich will ihr doch helfen. Nur ich kann es, so glaube ich. Wir alle müssen hin. Der Friedhofswächter wartet. Es ist nicht mehr viel Zeit, hat sie gesagt. Da ist ein großer Schatten, sagte sie. Er heißt so komisch. F... Fensris, glaube ich.«

Wir schrakten zusammen. Urplötzlich war der Name gefallen. Fenris, der Götterwolf. Verdammt, steckte er hinter dieser Veränderung. Zuzutrauen war es ihm, und es wäre auch logisch

gewesen, davon konnten wir mit ruhigem Gewissen ausgehen.

»Okay, Johnny«, sagte ich leise und streichelte seine rechte Wange.

»Ich danke dir. Du hast uns viel geholfen. Und wahrscheinlich noch mehr Nadine.«

»Ihr müßt sie aber mitnehmen. Ja, ihr müßt die Wölfin bei euch haben. Das ist wichtig. Sie will es so. Sie hat große Angst vor dem Unheil, sagte sie.«

»Wir werden alles tun. Versuch jetzt zu schlafen. Vielleicht haben wir eine sehr lange Reise vor uns, denn du willst ja mit.«

»Ich muß mit. Nadine hat gesagt, ich könnte sie retten. Nur ich, versteht ihr?«

»Klar, Johnny.«

Ich verließ den Raum, nachdem ich ihm noch eine gute Nacht gewünscht hatte.

Auf dem Flur traf ich mit Bill Conolly zusammen. Sheila war noch im Zimmer geblieben.

Bills Blick war starr, als er nickte und leise meinte: »John, das war ein Hammer und kein kleiner.«

»Stimmt.«

»Sollen wir seinem Rat folgen?«

»Klar doch. Wir werden den Ort suchen und hinfahren. Dieser Friedhofswächter ist für mich die Gestalt, auf die es uns ankommt.«

»Nicht dein alter Freund Fenris?«

Ich lachte knapp. »Der natürlich auch. Aber der Friedhofswächter wird wahrscheinlich von ihm gesteuert. Wer weiß schon von uns, welche Pläne Fenris hat?«

»Ja, das stimmt.«

Sheila verließ das Zimmer. Sie sah blaß aus. Wahrscheinlich hatte sie das Gespräch mit ihrem Sohn zu sehr mitgenommen. Erst im Wohnraum begann sie zu sprechen.

Bill hatte für sie einen Martini eingeschenkt. Wir tranken den alten

Whisky.

»Ich habe Angst«, sagte Sheila. »Nicht um uns, um Johnny. Wir können ihn doch nicht mitnehmen und gewissermaßen als einen Lockvogel benutzen.« Sie schaute Bill an, weil sie hoffte, von ihrem Mann die nötige Unterstützung zu bekommen.

Aber der Reporter dachte ähnlich wie ich und anders als Sheila. »Das siehst du falsch, Darling. Es ist wichtig, wenn Johnny an unserer Seite bleibt.«

»Und dann gegen irgendwelche Monstren kämpft oder Gespenster wie diesen Friedhofswächter, von dem wir nicht einmal wissen, wie er genau aussieht. Das kann der Teufel persönlich sein...«

»Nein, Sheila, das glaube ich nicht«, widersprach ich. »Johnny muß mit, wenn wir etwas ändern wollen.«

Sheila leerte ihr Glas.

Sie widersprach nur indirekt. »Ich weiß es ja«, sagte sie. »Aber die Vorstellung, meinen Sohn mit in den Kreislauf des Schreckens hineinzuziehen, damit kann ich mich einfach nicht anfreunden.« Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir leid.«

Bill legte beide Hände auf ihre Schultern. »Wirst du trotzdem einwilligen?«

»Bleibt mir etwas anderes übrig?«

Ich wartete auf die Antwort, drehte mein Glas in der Hand und sah Sheilas Nicken. »Wir sind lange genug verheiratet, Bill. Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als zuzustimmen.«

»Das meine ich auch.« Bill verschwand und erklärte, daß er nachschauen wollte, wo Trevarrick war.

Dafür kam Sheila zu mir. »Wie denkst du darüber, John? Sag mir ehrlich deine Meinung.«

»Ich habe noch keine. Einfach deshalb, weil wir zu wenig Anhaltspunkte besitzen. Es sind zwar genügend Spuren gelegt worden, aber bekomme die mal hintereinander, so daß sie einen Pfad

bilden, den wir gehen können. Es wird schwer sein. Zudem befindet sich diese Spur nicht in London, sondern in Trevarrick.«

»Wo das nur wieder ist.«

»Bill wird es finden.«

»Und ich habe Angst um Johnny. Du nicht, John?«

Meine Antwort fiel diplomatisch aus. »Wir werden sehr genau auf ihn achtgeben.«

Sheila hatte verstanden. »Demnach bist du auch unsicher, John. Ich weiß Bescheid.«

»Was ist schon sicher?«

Bill kam zurück. In der Hand hielt er eine Karte. Um besser sehen zu können, schaltete er die Lampen im Wohnraum ein, bevor er die Karte auf einem Tisch ausbreitete.

Es war die Karte einer bekannten Benzinmarke, und sie umfaßte den Süden und Westen Englands.

»Ich weiß, was Trevarrick bedeutet.«

»Mach's nicht so spannend, Bill.«

Er ließ sich trotz meiner Bemerkung nicht aus der Ruhe bringen. Sein Finger wanderte über die Karte und näherte sich im Westen der Insel, dem Landstrich von Cornwall, dieser sagenumwobenen Halbinsel, wo die Zeit in manchen Orten angeblich stehengeblieben ist. »Hier finden wir Trevarrick.«

Sheila und ich mußten schon sehr genau schauen, um den winzigen Kreis zu erkennen, der den Ort darstellen sollte. Es war ein Kaff mit weniger als 500 Einwohnern.

»Und dort sollen wir hin?« fragte Sheila.

»Was heißt hier sollen, wir müssen.«

Ich fragte Bill. »Hast du auch andere Möglichkeiten durchgecheckt, oder bist du nur bei diesem einen Ortsnamen hängengeblieben?«

»Nur bei dem einen.«

»Dann drücken wir uns die Daumen, daß wir nicht aufs falsche

Pferd gesetzt haben.«

Bill faltete die Karte zusammen. »Wer muß alles mit?« Er begann mit seiner Aufzählung. »Sheila, Johnny, du, John, Nadine und ich. Wird verdammt eng.«

»Wir holen uns einen anderen Wagen.«

»Okay, einen Kombi.« Bill überlegte einen Moment. »Ich bin dafür, den neuen Volvo-Kombi zu leasen. Der ist klasse. Erstens schnell, zweitens stabil, und drittens paßt viel hinein. Irgendwelche Einwände eurerseits?«

Die hatten wir nicht.

Bill ging zum Telefon, um eine entsprechende Firma anzurufen, die Tag und Nacht besetzt war.

Die Sache mit dem Wagen klappte, wie er uns händereibend verriet.

»Wir starten im Morgengrauen. Du willst doch nicht mehr nach Hause, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht.« Ging aber zur Terrassentür und öffnete sie.

Nadine sprang in den Wohnraum. »Sie«, sagte ich, »dürfen wir nicht vergessen. Schließlich ist sie die wichtigste Person in diesem Spiel.«

Die Conollys widersprachen mir nicht!

Ein Werwolf erinnert sich. Es war die Zeit, die er nicht mehr genau bestimmen konnte, weil die Erinnerung einfach verlöscht war. Aber er wußte noch genau, wie es damals gewesen war, als sich die Männer trafen, um zu beraten, durch welches Opfer sie den Friedhof weihen sollten.

Ein Mensch wurde ausgesucht. Einer, der dann lebend in ein Grab geschafft wurde.

So wie er.

Wie hatte er noch geheißen?

Ja, Dorian Asher, und um diesen Mann hatte es sich damals in der stürmischen Herbstnacht auch gedreht, als die vier Männer zusammenkamen. Sie saßen im Haus des Bürgermeisters zusammen. Der Pfarrer, der Totengräber und Friedhofsbauer sowie der Bildhauer, ein Landbesitzer, dem der Streifen Erde einmal gehört hatte, und natürlich der Bürgermeister.

Die Nacht war wie geschaffen für eine heimliche Zusammenkunft. Dunkle Wolken ballten sich am Himmel und wurden vom Wind vorangepeitscht. Manchmal klatschten Regenschauer aus diesen mächtigen Gebilden und näßten den Boden.

Der Mond und die Gestirne waren nicht zu sehen, und auch im Ort brannten kaum Lichter. Die Menschen hielten sich lieber in den Häusern und Wohnungen versteckt, denn in Nächten wie dieser gingen die Geister und Gespenster um, damit sie sich ihre Opfer aussuchen konnten. Zudem hatte es sich herumgesprochen, wer sich im Haus des Bürgermeisters versammelt hatte. Und die Leute wußten auch, daß ein Opfer ausgesucht werden sollte, um den Friedhof zu weihen. Jeder hoffte, daß der Kelch gerade an ihm vorbeiging, und die meisten von ihnen dachten daran, ob sie sich der Obrigkeit gegenüber stets korrekt verhalten hatten. Es wurden oft diejenigen genommen, auf die man sowieso schon einen Rochus hatte.

Davon wußten natürlich auch die vier Männer. Sie machten es sich nicht leicht, aber dem alten Brauch mußte natürlich Tribut gezollt werden.

An einem runden Holztisch hatten sie sich zusammengehockt. Auf der Platte stand ein Windlicht.

Der Bürgermeister stand auf und holte eine Flasche, die mit einer glasklaren Flüssigkeit gefüllt war.

»Willst du uns vergiften?« fragte der Totengräber. Er war ein hagerer Mann, sah wegen seiner blassen Gesichtsfarbe schon selbst

wie eine Leiche aus und lief auch nur im schwarzen Gehrock herum.

»Das ist Selbstgebrannter.«

»Und der ist gut«, sagte der Pfarrer, wobei ein breites Grinsen über sein Gesicht zog. Er brachte mindestens fünfzig Pfund zuviel auf die Waage. Seine Wagen glänzten wie Speckschwarten, und in seinen kleinen Augen lag stets ein lustiges Funkeln. Er wußte die angenehmen Seiten des Lebens zu schätzen.

»Trinken wir.« Der Bürgermeister schenkte die Trinkgefäße fast voll. Es waren schon Becher, in die so einiges hineinpaßte. Auch der Großgrundbesitzer nahm einen Krug. Er hatte nicht den besten Ruf in der Umgebung, denn es war bekannt, daß er die Leute, an die er Land verpachtet hatte, stets ausbeutete. Aber das machte ihm nichts. Er brauchte eben für sein Leben sehr viel Geld. Die Frauen waren schon immer teuer gewesen.

Gemeinsam schlossen sich vier Hände um die Krüge, und gemeinsam hoben sie die Becher und nahmen den ersten Schluck. Der Totengräber schüttelte sich, als hätte er Säure getrunken, der Pfarrer bekam noch glänzendere Wangen, und der Großgrundbesitzer nickte nur bedächtig.

»Das war der Anfang«, erklärte der Bürgermeister, stellte sein Gefäß weg und schaute in die Runde. »Ist euch, meine Freunde, schon eine Idee gekommen, wen wir nehmen könnten?«

Die Männer schauten sich gegenseitig an. Sie hoben die Schultern, auch der Pfarrer. Er hielt sich meistens zurück und stimmte dann der Mehrheit zu.

»Vielleicht wüßte ich jemand«, sagte der Reiche unter ihnen. Die anderen schauten ihn gespannt an, aber er ließ sich Zeit mit seiner Erklärung. Der Reiche war ein wild aussehender Typ, massig gebaut und bärtig. Seine Kleidung sah protzig aus, selbst innerhalb des Zimmers trug er noch einen schwarzen Hut mit der rötlichen schimmernden Feder.

»Ihr kennt ihn alle«, sagte er nach einer Weile. »Er arbeitet bei mir auf dem Gut, und keiner mag ihn so recht.«

»Ihr habt viele Lakaien«, sagte der Pfarrer und lachte etwas schrill danach.

»Das stimmt. Aber Ihr solltet ihn auch kennen. Er war nicht einmal in der Kirche.«

»Da gibt es leider mehrere. Viele sind Ketzer. Man sollte sie...«

»Haltet den Mund, Hochwürden! Das hier ist etwas anderes. Er geht nicht in die Kirche, weil etwas Dämonisches von ihm ausstrahlt. Versteht Ihr das, Hochwürden?«

»Nein.«

»Dann will ich es Euch erklären. Er ist ein fürchterlicher Mensch. Er liebt die Dunkelheit und die Wälder, in die er sich stets verkriecht. Bei mir arbeitet er in den Ställen, aber am Abend hat man ihn oft davonschleichen sehen.«

Der Totengräber rutschte unruhig auf seinem Platz hin und her. »Was tat er denn dort?«

»Keiner weiß es. Aber es gibt Leute, die sollen ein fürchterliches Heulen vernommen haben. Besonders dann, wenn der volle Mond am Himmel stand und sein Licht auf die Erde warf.«

Der Pfarrer schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Ist er vielleicht eine Bestie, ein Werwolf?«

»Ich weißes nicht.« Der Großgrundbesitzer griff nach seinem Becher und trank. »Überlegt es euch. Wäre er nicht das ideale Opfer für den Friedhof. Sein Geist käme doch als Wächter in Betracht.«

Vier Männer saßen am Tisch. Einer hatte einen Vorschlag unterbreitet, die anderen drei schauten ihn an und dachten dabei nach. Der Totengräber wollte endlich seinen Acker besetzt haben und meldete sich als erster zu Wort. »Ich bin dafür. Natürlich nur, wenn den anderen kein neuer Name einfällt. Wie ist es mit Euch, Hochwürden?«

Der Pfarrer, er hatte schon den dritten Schluck zu sich genommen, lehnte sich zurück und breitete die Arme aus. »Für mich ist es schwer, eine solche Entscheidung zu treffen. Aber wenn er mich nie in der Kirche besucht hat, könnte man ihn schon nehmen, meine ich. Also...« Er lachte leise. »Meinen Segen gebe ich.«

»Dann wären wir ja klar«, sagte der Reiche.

Nur der Bürgermeister schüttelte noch den Kopf. »Ich weiß, von wem Ihr sprecht. Auch ich habe ihn schon im Ort gesehen, und ich muß sagen, daß ich Angst vor ihm bekam.«

»Wieso?« fragte der Totengräber.

Der Bürgermeister wandte ihm sein Gesicht zu. »Angst insofern, als ich in sein Gesicht schaute und seinen Blick sah. Er war einfach schrecklich.«

»Wie?« fragte der Pfarrer.

»Hochwürden, habt Ihr schon in die Augen dieses Menschen gesehen? Habt Ihr das?«

»Nein.«

»Dann freut Euch. Dieser Mensch heißt Dorian Asher, und er hat einen Blick, den man mit dem eines Raubtiers vergleichen kann. Stechend, kalt und gnadenlos. Ich habe Angst und Schüttelfrost bekommen.«

Der Pfarrer duckte sich zusammen. »Ja, manchmal wohnt der Teufel in einem Menschen.«

»Das ist kein Teufel. Das ist mein Bediensteter.« Der Großgrundbesitzer schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Wir haben uns für ihn entschieden. Und wir werden ihn holen. Noch in dieser Nacht reißen wir ihn aus seiner Hütte und verscharren ihn.«

»Das meine ich auch«, stimmte der Totengräber zu.

Der Bürgermeister hob die Schultern und nickte gleichzeitig. »Ich schließe mich der Mehrheit an.«

»Und Ihr, Hochwürden?«

»Ich weiß nicht so recht. Muß ich eigentlich mit?«

»Ja!« Der bärtige Großgrundbesitzer schaute ihn scharf an. »Wir benötigen geistlichen Beistand.«

»Na, dann in Gottes Namen.«

Als erster stand der Bürgermeister auf, die anderen folgten ihm, und der Pfarrer trank noch seinen Becher leer. Er schwankte leicht und stützte sich an der Tischkante ab.

»Wir nehmen meine Kutsche«, sagte der Großgrundbesitzer. »Ich werde sie selbst führen.«

Die Männer waren einverstanden. Wohl allerdings war ihnen nicht zumute. Sie schauten sich gegenseitig an, und wenn die Blicke trafen, wurden sie schnell gesenkt.

Der Großgrundbesitzer verließ als erster das Haus. Seine Schritte dröhnten auf den Holzbohlen. Er war es gewohnt, überall der erste zu sein, das bewies er auch wieder. Wenn er kam, duckten andere. Er drückte die Tür nicht auf, sondern stieß sie hart nach außen und ließ sich den Nachtwind um das Gesicht blasen.

Es war kühl geworden. Die Luft roch nach Regen und war sehr feucht. An einigen Stellen hatten sich graue Nebelinseln gebildet, die träge über die Landschaft zogen.

Auch den Pferden war nicht wohl. Sie schnaubten unwillig und scharrten mit den Hufen. Aus ihren Nüstern strömten Nebenwolken. Die Kutsche stand bereit. Ein Zweispänner mit Platz für mehrere Passagiere. Der Besitzer saß bereits auf dem Bock und schaute den anderen entgegen. »Los, steigt auf.«

»Ich komme zu Euch«, rief der magere Totengräber und nickte ein paarmal so heftig, daß ihm fast der schwarze Zylinder vom Schädel gerutscht wäre.

»Laß erst die anderen beiden einsteigen.«

Der Bürgermeister war mutiger als der Pfarrer. Er mußte den Geistlichen förmlich in die Kutsche hineindrücken. Das Gefährt

begann zu schwanken. Erst als die beiden Türen zugeschlagen waren, durfte auch der Totengräber auf den Bock klettern.

Die Pferde bekamen die Peitsche zu spüren. So wie er sich den Menschen gegenüber verhielt, benahm sich der Großgrundbesitzer auch bei seinen Tieren.

Er schonte keine Kreatur!

Die Tiere wieherten schrill, scharrten mit den Hufen, rissen dort einen Teil des weichen Untergrunds auf und zogen dann erst an. Jedoch so heftig, daß der auf dem Bock hockende Totengräber sich hastig festhalten mußte.

Pfarrer und Bürgermeister, die sich eben noch gegenübergesessen hatten, saßen mit einem Ruck nebeneinander.

Der Pfarrer hatte mehr Mühe, sich wieder zu fangen. Er streckte die Arme suchend aus.

»Es war wohl etwas viel Schnaps«, sagte der Pfarrer und begann zu grinsen.

»Aber Hochwürden, Ihr seid doch sonst nicht so leicht aus der Bahn zu werfen.«

Der Geistliche hob die Schultern. »Ja, da gibt es immer gewisse Unterschiede. Manchmal sind die Tage gut, manchmal sind sie schlecht.«

Das breite Gesicht des Bürgermeisters zeigte Neugierde. »Wie sind sie denn heute?«

Hochwürden hob die Schultern. Er hatte einen langen braunen Mantel übergestreift. Man sah diesem Menschen die Furcht an. Er war eine ängstliche Person und duckte sich hinter den Mächtigen. Auch wußte er, daß es ein großes Unrecht war, was sie vorhatten, aber er besaß einfach nicht den Mut, sich dagegen anzustemmen.

»Heute ist der Tag nicht gut«, erwiderte der Geistliche. »Ich mag ihn nicht. Stürmisch, Regen, und wir fahren zu einem Mann, der uns gefährlich werden kann.«

»Wieso?«

Der Pfarrer stieß auf, und eine Schnapsfahne wehte dem Bürgermeister entgegen. »Dieser Dorian Asher hat den Teufel im Leib«, flüsterte er.

»Ja, er hat den Teufel im Leib. Ich spüre es, und ich kann mich auf mein Gefühl noch immer verlassen.«

»Aber Ihr kennt ihn nicht, Hochwürden.«

»Nein. Nicht so genau. Wen ich nicht in der Kirche sehe, den kenne ich auch nicht. Den will ich auch nicht kennenlernen.« Der Geistliche lehnte sich zurück und verschränkte die Hände vor seinem Bauch. Dagegen wollte der Bürgermeister nicht sprechen. Auch er hielt nichts von diesem Dorian Asher, aber sie brauchten nun mal den Friedhofswächter, da kam ihnen Asher gerade richtig. Er wohnte auch nicht direkt im Ort. Seine Hütte hatte er abseits gebaut, wo der Wald begann und das Unterholz sehr dicht war. Er lebte dort als Einzelgänger, wenn er nicht gerade in Diensten des Großgrundbesitzers stand.

Der hockte auf dem Kutschenbock. Er gab den Pferden Zunder. Manchmal schrie er auch, da wurde es selbst dem neben ihm sitzenden Totengräber komisch, so daß dieser den Eindruck bekam, ein vom Teufel Besessener würde auf die Pferde einschlagen. Sie erreichten das Ziel innerhalb weniger Minuten. Schaum flockte aus den Mäulern der Tiere und wehte an deren Flanken entlang. Der Mann hielt die Zügel fest, als die Pferde durch den schmalen Hohlweg galoppierten, der direkt zum Ziel führte.

»So, ihr Zossen, jetzt könnt ihr euch ausruhen.« Der Kutscher zog die Zügel an und grinste breit. In seinen Augen lag ein wildes Funkeln. Er freute sich darauf, einen Menschen in den Tod schicken zu können. Rasch stieg er vom Bock und winkte dem Totengräber, bevor er die Kutschentür öffnete.

»Los, aussteigen, wir sind da!«

Die beiden Männer nickten. Der Bürgermeister schob sich als erster nach draußen. Mit bleichem, käsig wirkendem Gesicht folgte der Pfarrer, dem es immer mieserging.

Der Reiche hatte die Führung übernommen. »Ihr wißt, wo sich die Hütte befindet?«

»Nein«, sagte der Pfarrer. »Ich bewege mich nicht in der Nähe eines menschlichen Teufels.«

»Teufel ist gut. Folgt mir.«

Der Großgrundbesitzer hieß Basil O'Lee. Seine Vorfahren waren aus Irland nach Cornwall gekommen und hatten sich in Trevarrick niedergelassen und viel Land aufgekauft.

Auch Ashers Hütte stand auf O'Lees Land. Sie duckte sich dort, wo zahlreiche Häuser standen, und füllte praktisch eine kleine Senke aus. Die Tür war kein Hindernis. Mit einem wuchtigen Tritt trat O'Lee sie ein. Splitternd flog das Holz in das schmutzige Innere, das im Dunkeln lag. Nur schwach zeichneten sich die Umrisse des Betts und des alten Tisches ab sowie der Hocker.

Voller Wut trat O'Lee gegen einen Hocker. Er flog in die Höhe und krachte in die wenigen Geschirrschalen, aus denen Asher seine kargen Mahlzeiten löffelte.

»Hat man ihn gewarnt?« schrie O'Lee. Er stand in der Hütte und drehte sich um die eigene Achse. Die anderen hielten sich nahe der Tür auf und hoben die Schultern.

»Wer sollte das denn getan haben?« fragte der Bürgermeister. »Nur wir haben darüber gesprochen.«

Warnend hob der Pfarrer die Hand. »Wenn er mit dem Teufel im Bunde steht, ist alles möglich. Der wird ihn gewarnt haben.«

O'Lee drehte sich um. »Hör auf, Pfaffe! Wir werden ihn suchen. In der Kutsche sind Fackeln. Die zünden wir an und suchen die Umgebung ab. Irgendwann wird er uns schon in die Arme laufen. Los, kommt!«

Diesmal verließ der Bürgermeister als erster die Hütte. Es war wohl Zufall, daß er die Gestalt sah. Vielleicht hatte ihn auch das warnende Wiehern der Pferde aufmerksam gemacht. Als er den Kopf hob, sah er plötzlich die Gestalt.

Das war Asher!

Der Bürgermeister sprang in diesem Augenblick über seinen eigenen Schatten. Nie hätte er dies auf die eigene Kappe genommen, aber hier besaß er Rückendeckung.

Auch Asher war überrascht. Er kam erst zu sich, als der Bürgermeister sich gegen ihn warf, die Beine umklammerte und ihn von den Füßen riß. Da wurde er plötzlich munter.

Zu spät!

Zwei Tritte mußte der Bürgermeister nehmen, sie hinderten ihn nicht am Schreien. Das hörten die anderen.

O'Lee war ein kräftiger Mann. Er trug einen Holzknüppel unter der Jacke, holte ihn hervor und drosch auf Asher ein, so daß diesem Hören und Sehen verging.

Daß er den Bürgermeister dabei auch traf, interessierte ihn nur mehr am Rande. Wichtig war Asher, der schließlich bewußtlos am Boden lag und aus einigen Wunden blutete. An der Stirn und im Nacken war Haut aufgeplatzt.

Der Pfarrer trat vorsichtig näher. Sein Gesicht zeigte einen schreckhaften Ausdruck. »Ist er tot?«

O'Lee lachte. »Nein, Hochwürden. So einer wie der verträgt schon was. Der hat sich nur für eine Weile abgemeldet. Das ist auch gut so. Da können wir ihn ohne Schwierigkeiten transportieren und schon für das Grab vorbereiten. Packt ihn in die Kutsche.«

Totengräber und Bürgermeister luden den Bewußtlosen ein. Sie krümmten den Körper und legten ihn auf dem freien Platz zwischen den Sitzen nieder. Der Bürgermeister setzte noch seine Füße auf den Leib, während sich der Pfarrernahe des Ausstiegs in die Sitzecke

gedrückt hatte und den Bewußtlosen mit ängstlichen Blicken beobachtete. O'Lee hatte wieder auf dem Kutschbock seinen Platz gefunden. Er gab den Tieren die Peitsche zu schmecken, die sich um die Hand drehten und sich auf den Rückweg machten.

An der inneren Haltestange klammerte sich der Pfarrer fest. Er war auch weiterhin nervös und fragte mehr als einmal, ob der Kerl auch nicht erwachen würde.

»Nein.« Sein Gegenüber schüttelte den Kopf. »Wo O'Lee hinschlägt, wächst kein Gras mehr.«

»Ja, das weiß ich.«

Beide Männer fieberten dem Ende der Reise entgegen. O'Lee hatte es noch eiliger, den Friedhof zu erreichen. Er nahm auch keine Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens. Die Räder holperten über die oft ziemlich hohen Hindernisse hinweg, die Kutsche wurde durchgeschüttelt, sie ächzte in der Federung. Wenn der Weg für sie zu eng wurde, schlugen Baumzweige gegen die Außenhaut wie die starren Arme lebendig gewordener Toter. Der Körper rollte von einer Seite auf die andere und stieß gegen die Füße der sich gegenüberstehenden Männer. Manchmal stöhnte Asher auch trotz seiner tiefen Bewußtlosigkeit auf. Zum Glück erwachte er nicht.

Direkt vor dem Tor des Friedhofs liefen die beiden Pferde aus. Sie stoppten, scharrtten mit den Hufen. Warmer Atem fuhr aus den Mäulern und Nüstern, Schaum lag auf den Flanken. Die Anstrengung war einfach zu groß gewesen.

O'Lee öffnete die rechte Seitentür. Er grinste scharf. »Na, ist er noch da?«

»Sicher.«

»Los, schiebt ihn rüber!«

Da der Pfarrer sich nicht von seinem Platz rührte, übernahm der Bürgermeister die Aufgabe. An die Hüften wurde der Bewußtlose gefaßt und auf die Tür zugeschoben, wo O'Lee ihn unterpackte und

über seine Schulter wuchtete. Dabei sackte er leicht in die Knie, fing sich aber wieder und ging mit seiner Beute durch das offene Tor des Friedhofs. Die anderen folgten ihm. Der Totengräber direkt, Bürgermeister und Pfarrer dahinter.

Noch war kein Grab belegt. Man hatte das Gelände nur eingezäunt, aber ein Grab war bereits geschaufelt worden.

Es herrschte eine etwas unheimliche Atmosphäre. Die Kühle hatte Nebel aufkommen lassen. Leichter Wind fuhr in die Schwaden hinein, quirlte sie durcheinander und trieb sie auch über den noch jungfräulichen Friedhof hinweg, so daß auch die vier Männer von diesem Dunst erfaßt wurden und sich scheu umschaute.

Wieder hatte der Pfarrer die größte Furcht. Seine Nackenhaut spannte sich, als er sagte: »Manchmal habe ich das Gefühl, als würde uns der Leibhaftige beobachten.«

»Vielleicht ist er auch da.«

»Hört auf, Bürgermeister! Mit diesen Dingen treibt man keinen Scherz, hört ihr?«

»Schon gut.«

Sie hatten Mühe, mit O'Lee, Schritt zu halten, der trotz seiner schweren Last schnell ging. Noch war das Gelände ziemlich leer. Kaum ein Baum wuchs hier, nur Gras und Flechten bedeckten den Boden. Es war auch die Aufgabe des Totengräbers, den Friedhof zu kultivieren und das entsprechende Buschwerk anzupflanzen.

O'Lee erreichte das offene Grab zuerst. An seiner rechten Seite blieb er stehen und schaute in die Grube. Der Totengräber hatte am Kopfende gestoppt.

»Hast ja tief geschaufelt!«

»Ja, ich gab mir Mühe.«

»Gut, ich lasse ihn reinfallen.« Der Großgrundbesitzer drehte sich und beugte auch seine Schulter nach unten, so daß der Tote herabrutschen konnte.

Fast hätte sich der Mann auf dem Weg in die Grube noch überschlagen, aber er fiel so hin, wie O'Lee es haben wollte. Rücklings blieb er liegen. Das Gesicht sah blaß aus wie eine Scheibe. Auch weiterhin blieb Asher bewußtlos.

»Ich habe richtig zugeschlagen!« lobte O'Lee sich selbst. Der Totengräber hatte bereits eine Hand auf den Schaufelgriff gelegt. Das Werkzeug ragte aus dem Lehmhaufen neben dem Grab. »Vielleicht kommt er zu sich, wenn ich ihn vollschaufle.« Der Mann grinste. »So muß es sein. Der erste wird lebendig begraben, das habe ich mir immer gewünscht. Nie konnte ich selbst einen Friedhof anlegen, ich...«

»Halt den Rand, Totengräber!« O'Lee winkte die beiden anderen Männer herbei.

»Ihr seid unsere Zeugen, wenn wir beginnen«, erklärte er. »Hochwürden, Ihr als Pfarrer habt das Recht, die erste Schaufel Lehm auf den Körper zu schleudern. Gebt dem Friedhof somit den Wächter und auch die nötige Weihe, wie es die alten Gesetze unseres Landes vorschlagen.«

»Ja, ja«, sagte der Geistliche und trat näher. Wohl war ihm nicht. Wind fuhr über das Gelände und ließ seinen langen Mantel wehen. Der Totengräber hatte die Schaufel schon aus dem Lehmhaufen gezogen und drückte dem Pfarrer den Holzstiel in die Hand. Der Geistliche nickte. Die anderen Männer waren zurückgetreten, damit er Platz bekam. Sie standen da wie steinerne Aufpasser. Keiner von ihnen sprach ein Wort.

Gemeinsam würden sie das Grab zuschaufeln und den anderen bei lebendigem Leibe sterben lassen.

Asher war ein kräftiger Mann. Er sah wild aus mit seinem schwarzen, ungekämmten Haar, das auch lockig auf dem Körper und seinen Armen wuchs. Beinahe glich er einem Tier.

Der Lehm war feucht und dementsprechend schwer. Der Pfarrer,

die ungewöhnliche Arbeit nicht gewohnt, ließ die Hälfte des Lehms von der Schaufel rutschen, bevor er das Blatt schwenkte, so daß der Rest in die Tiefe fallen konnte.

Die Erde klatschte auf den Bauch des Bewußtlosen. Jeder sah es, und jeder glaubte, das Zucken erkennen zu können.

Aber sie hörten auch etwas.

Ein unheimlich klingendes Knurren und Heulen, das aus dem Mund des Bewußtlosen drang...

Den Pfarrer erwischte es zuerst. Er hatte die schlechtesten Nerven, ließ die Schaufel los und sprang zurück, wobei er hastig ein Kreuzzeichen schlug und noch blasser wurde.

»Das war er. Das war der Teufel, verdammt. Ja, das war der Teufel!« Er schluckte und schüttelte sich.

O'Lee, auch überrascht worden, fing sich als erster. »Seit wann heulte der Teufel wie ein Wolf?«

Niemand konnte ihm darauf Antwort geben, und so nahm O'Lee die Sache selbst in die Hand.

»Ich werde ihn begraben!« erklärte er und machte sich unter den Augen der anderen an die schaurige Arbeit...

Dorian Asher spürte die harten Schläge, als der Lehm auf seinen Körper geschleudert wurde. Und jeder Treffer brachte ihn dem endgültigen Tod näher. Er war bewußtlos, aber er befand sich in einem Zustand, wo er alles mitbekam, was um ihn herum vorging. Er hörte die anderen sprechen und fluchen. Er hatte vernommen, welch ein Schicksal man ihm zudachte. Natürlich kannte auch er die Legende vom Friedhofs Wächter, aber er hätte nie gedacht, daß gerade er diese Rolle einmal einnehmen sollte.

War er überhaupt die richtige Person?

Man konnte ihn als Einzelgänger bezeichnen und auch als einen Tagelöhner. Er hatte sich immer von allen ferngehalten, war nie auf

den Tanzboden gegangen und auch nicht in das Gotteshaus. Als kleines Kind schon, seine Eltern hatte er nicht gekannt, war es ihm stets ein Vergnügen gewesen, um die Kirche einen Bogen zu schlagen. Er haßte sie. Er haßte den Pfarrer, er haßte alles, was mit der Kirche zu tun hatte.

Dieses Gefühl war tief in seinem Innern geboren worden. Manchmal, wenn er des Nachts in einem Tiefschlaf lag, hatte er auch die Stimme gehört.

Sie hatte zu ihm gesprochen, und sie war aus weiter Ferne geklungen. Diese Stimme war etwas Besonderes gewesen. Keine menschliche, das hatte er sofort gespürt. Sie mußte aus einer anderen Welt stammen. Vielleicht lag sie in den Tiefen des Grauens, wo jemand herrschte, der auch angebetet wurde.

Der Teufel!

Aber er war es nicht. Später, viel später hatte Dorian den Namen des Sprechers erfahren. Fenris!

Zunächst hatte er damit nichts anfangen können, aber Fenris hatte ihm erklärt, wer er war. Der Götterwolf!

Und Dorian hatte einen Satz gehört, der für ihn zum Leitmotiv werden sollte.

Bevor die Menschen waren, du waren die Wölfe.

Noch wußte er nicht, wie er alles verstehen sollte, bis man ihn aufklärte. Auch er war ein Wolf.

Ein Wolf als Mensch versteckt — ein Werwolf!

Du wirst nie sterben können, wenn du genau tust, was ich dir sage. So hatte es ihm der Götterwolf erklärt, und Dorian selbst hatte, als er älter wurde, den Drang des Unheimlichen in sich verspürt. Es war das andere seiner Seele, das Böse, das irgendwann einmal zum Durchbruch kommen würde.

Es geschah in einer Sommernacht, als der Vollmond am Himmel stand und die Erde mit seinem fahlen Licht übergieß.

Ein kleiner Hügel war der richtige Ort gewesen. Dort hatte er sich im Licht des Mondes baden können, und er hatte die Kraft verspürt, die ihm dieser fahle Schein gab. Es war aus ihm herausgebrochen, als würde er ein innerliches Gewitter erleben.

Dorian Asher wurde zum Werwolf. Und damit hatte er seine eigentliche Berufung erreicht.

Der Mensch und die Bestie!

Beides konnte er miteinander verbinden. Er führte jetzt ein Doppelleben. Tagsüber als Mensch, auch in den meisten Nächten. Aber wehe, wenn der Vollmond glanzvoll am Himmel leuchtete, da war er dann der einsame Jäger, der durch die Gegend schlich und seine Opfer suchte. Er hatte es nie geschafft, Menschen zu reißen, aber Tiere hatten vor ihm nicht fortlaufen können. Und so war sein Trieb nach jedem Mord eingedämmt worden. Bis er erneut hervorbrach...

Während dieser Phase hatte er auch mit Fenris sprechen können und von ihm erfahren, daß er irgendwann einmal auch ihm einen Gefallen erweisen müsse. Das aber könne Hunderte von Jahren dauern. Aber jetzt war es aus. Die Menschen hatten es geschafft und ihn überwältigt. Sie hatten ihn in das erste Grab geschleudert, um einen Friedhofswächter zu haben.

Der Lehm klatschte schwer auf seinen Körper. Sie beeilten sich, und auch Dorian Ashers Kopf war bereits bedeckt. Jetzt hätte er hochspringen und das Grab verlassen müssen, aber er brachte es nicht fertig. Etwas lähmte ihn.

Das konnte nicht nur allein der Zustand dieser ungewöhnlichen Bewußtlosigkeit sein, es mußte an etwas anderem liegen, über das er zwar nachdachte, aber zu keinem Ergebnis kam.

Bis sich plötzlich die Stimme wieder meldete. Abermals war es Fenris, der Götterwolf, der zu ihm sprach.

»Ich habe dich magisch beeinflusst«, erklärte dieser. »Du wirst hier

liegen und dich nicht rühren. Du wirst dich begraben lassen, aber denke immer an meine Worte. Ich lasse dich nicht sterben. Ich lasse dich nur schlafen. Irgendwann wirst du von mir geweckt werden, um meinen Auftrag zu erfüllen. Der Friedhofswächter gehorcht mir. Die Menschen haben viele Fehler begangen, das hier ist einer ihrer größten, denn sie wollen die Macht der Wölfe nicht kennen, und dafür werden sie büßen. Ich allein zeige ihnen, wo es langgeht, auch dir, Dorian...«

Berührten ihn die Worte? Asher dachte darüber nach. Ja, plötzlich war es ihm egal. Er blieb auch weiterhin still liegen und wartete darauf, daß ihn die nächste Ladung erwischte.

Nichts störte ihn dabei...

Sollte der Lehm auf seinen Rücken klatschen und ihn auch die Kommentare der vier Männer begleiten. Sie hatten durch ihre Tat diesen Friedhof dem Bösen geweiht.

Oben wurde weiter geschaufelt. Der Totengräber hatte noch zwei Schaufeln besorgt, so daß es schneller ging, denn die Männer wurden von einer unerklärlichen Hast getrieben.

Der Pfarrer aber machte nicht mit. Er hielt sich aus allem heraus. Sein Weg führte ihn des öfteren um das Grab herum, wobei er die alten Gebete und Verse murmelte, die auch in den Überlieferungen vorgeschrieben worden waren.

»Ich hätte noch Weihwasser haben müssen!« sagte er irgendwann einmal, doch O'Lee winkte ab.

»Unsinn, wir machen weiter.«

Und sie schafften es auch, bevor die Morgendämmerung sich über den weiten Himmel schob.

Zu viert trampelten sie das Grab fest.

Ziemlich erschöpft warfen sie die Schaufeln weg und schauten sich an. O'Lee hatte das Gesicht zu einem breiten Grinsen verzogen. »So werden wir demnächst hier unsere Toten begraben können, denn wir

haben den alten Gesetzen gehorcht. Der Friedhof hat einen Wächter bekommen, wir können beruhigt sein.«

Er hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als sie wieder das schaurige Heulen vernahmen.

Wie vom Donner gerührt, blieben sie steif stehen und schauten sich gegenseitig an.

»Wo kam es her?« hauchte der Totengräber, der eine Gänsehaut bekommen hatte.

Der Arm des Pfarrers zitterte, als er ihn bewegte, den rechten Zeigefinger krümmte und auf das frische Grab deutete. »D... dddaaa!« stotterte er. »Da kam es her.«

»Unsinn!« widersprach der Bürgermeister, aber seine Stimme klang verdammt unsicher.

Der Totengräber bewegte sich als einziger. Er fiel auf die Knie und preßte sein rechtes Ohr gegen die noch weiche Erde an der Oberfläche, als könnte er so in die Tiefe des Grabes lauschen. »Das kann sein«, flüsterte er. »Es müssen seine letzten Laute gewesen sein.«

»Nein!« O'Lee widersprach heftig. »Der ist schon längst erstickt. Erzählt mir doch nichts.«

Der Totengräber erhob sich wieder. »Ich weiß es nicht!« hauchte er und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es wirklich nicht.«

Es waren die letzten Worte, die sie miteinander auf dem Friedhof gesprochen hatten.

So schnell wie möglich wollten sie das unheimlich gewordene Stück Land verlassen.

Über das Heulen sprachen sie nicht mehr. Nur der Totengräber hatte es in den Jahren danach noch manches Mal gehört. Immer dann, wenn der Vollmond am Himmel stand.

Erzählt aber hatte er davon niemandem, sein Wissen hatte er mit ins Grab genommen...

Hinter Tavistock, am westlichen Rand des Dartmoor-Sumpfs, hatten wir die Straße genommen, die uns direkt in die unmittelbare Gegend führte, in der unser Ziel lag.

Es war die Road Nr. 390.

Eine Straße der ersten Klasse, wie man sie bei uns bezeichnet, aber davon merkten wir nicht viel, denn an einigen Stellen wurde sie ziemlich eng, so daß wir mit dem Tempo heruntergehen mußten. Bill hatte die erste Strecke gefahren. Jetzt saß ich am Steuer und lenkte den Kombi-Volvo durch Cornwall, das Land mit den zahlreichen Legenden, Geschichten und unheimlichen Begebenheiten. Es war wieder warm geworden, leider auch dunstig und feucht. So stand die Sonne wie ein blasses Auge am Himmel, das auf uns niederschien, als wollte es uns quälen.

Sheila saß mit ihrem Sohn im Fond. Hin und wieder beschwerte sich Johnny, weil er Hunger hatte. Er bekam zu essen und zu trinken. Sheila hatte den Proviant mitgenommen.

Auf der Ladefläche lag die Wölfin. Sie bewegte sich kaum. Hin und widerschaute Sheila nach ihr. Sie meldete jedesmal nach vorn, wie ungewöhnlich apathisch sich das Tier gab.

»So völlig anders«, sagte sie einmal. »Man kann direkt Angst vor ihr bekommen.«

»Klar, sie hat ihre Seele verloren«, kommentierte Bill, und damit hatte er nicht unrecht.

Natürlich wollte Johnny mit Nadine spielen und dabei auch zu ihr klettern, doch seine Eltern verboten es ihm. Das Tier durfte jetzt nicht gestört werden.

Zudem änderte sich das Verhalten der Wölfin. Je näher wir unserem Ziel kamen, um so unruhiger wurde sie. Manchmal stand sie auf und preßte ihr Gesicht gegen die Heckscheibe, als würde sie draußen irgendwo etwas erkennen.

»Sie merkt etwas«, sagte Bill zu mir. »John, wir haben die richtige Spur gefunden.«

»Das hoffe ich auch stark!«

Die Fahrt war nicht nur für uns allein langweilig und strapaziös, auch Johnny meldete sich. Bereits seit einigen Minuten war er unruhig. Jetzt konnte er es nicht mehr aushalten, weil er mal mußte.

»Kannst du anhalten, John?«

»Sofort?«

»Vielleicht am nächsten Restaurant oder Gasthaus. Ich möchte auch etwas essen.«

»Mach ich.«

»Und ich halte es noch solange aus«, sagte der Junge. Wir mußten lachen. Das Gasthaus lag bereits auf dem Gebiet der Stadt St. Austell. Sie gehörte in Cornwall zu den großen Städten, da sie über 10000 Einwohner besaß.

An der Straße fanden wir nicht nur ein kleines Gasthaus, daneben lag auch eine Tankstelle. Benzin brauchte der Wagen auch. Ich fuhr an die Zapfsäule. Die Conollys und Nadine betraten das Gasthaus. Hier bediente der Besitzer noch selbst. Bei ihm erkundigte ich mich, wie lange wir noch bis Trevarrick zu fahren hatten.

Er verzog unter seinem Schnauzer die Mundwinkel. »Da wollen Sie wirklich hin?«

»Ja. Ist das schlimm.«

Er schaute an der Zapfsäule vorbei auf die Straße, wo sich jenseits davon unter dem blassen Sonnenlicht die runden Kuppen der Berge abzeichneten. »Wie man's nimmt. Da hinten ist die Welt zu Ende. Wir sind gewissermaßen die letzte Bastion vor der Fahrt in den Süden und an die Küste. Wollen Sie Urlaub machen?«

»So ähnlich.«

»Erholen können Sie sich. Auch wandern. Da laufen Sie tagelang umher, ohne einem Menschen zu begegnen. Wäre nichts für mich. Ich

brauche die Kommunikation und den Kontakt. Hätte ich die Tankstelle hier nicht geerbt, wäre ich auf der Uni geblieben.«

Er war sehr mitteilsam und redete auch noch, als ich zahlte. Ich wendete und ließ den Volvo vor dem Gasthaus stehen. Es war mehr ein überdachter Schnellimbiss. Achteckig gebaut mit einer Theke und einigen Stehtischen. Toiletten gab es ebenfalls.

Ich holte mir ein Mineralwasser und aß eine heiße Wurst. Johnny schaufelte Fish & Chips, das Lieblingsgericht aller Kinder in seinem Alter, in sich hinein.

Nadine lag zu unseren Füßen und schlürfte Wasser aus einer Schale. Während ich trank, meinte Bill: »Das kommt mir bald vor wie ein Familienausflug.«

»Nur schade, daß es keiner ist«, gab ich zurück.

»Hast du schon einen Plan?«

»Noch nicht.« Dabei deutete ich auf Nadine. »Vielleicht sollte sie uns führen.«

»Wenn sie es kann.«

»Wohin denn?« fragte Johnny. Sheila wollte nicht, daß wir dieses Thema weiter ausbreiteten und sagte:

»Putz deinen Mund ab. Wir wollen gleich wieder fahren.«

Johnny schaute zu ihr hoch. »Kann ich nicht mit Nadine draußen spielen?«

»Nein.«

»Aber sie muß sich doch bewegen.« Johnny blickte auf den Wolfskörper.

»Sie sieht aus, als wäre sie krank und würde schon bald sterben. Das ist schlimm.«

»Sag nicht so etwas!« Bill faßte seinen Sohn hart an.

»Ich habe aber Angst um sie, Dad. Jetzt, wo sie ohne Augen ist.«

»Wir auch, Johnny«, erwiderte ich und streichelte über sein Haar.

»Aber wir werden alles tun, damit sie wieder normal wird, das

verspreche ich dir.«

»Wirklich?«

»Klar.«

Bill hatte die Zeche bereits beglichen. So stand einer Abfahrt nichts mehr im Wege.

Der Tankwart hatte von einer Gegend gesprochen, wo sich Hund und Katze gute Nacht sagten. Auf der Karte schauten wir nach. Es standen zwei Straßen zur Auswahl. Wenn ich dem Plan glauben sollte, waren beide sehr schmal. Die westlich verlaufende passierte noch zwei Ortschaften. Wir entschieden uns für die zweite. Rasch näherten wir uns der Küste. Dort tobte das Meer gegen die steilen Felsen, für die Cornwall berühmt war.

Flaches Land, viel Wald, dazwischen die großen, grünen, freien Weideflächen. Einmal sahen wir eine große Schafherde. Die Tiere bedeckten wie eine große dunkle Insel einen Hang.

Sehr bald schon trafen wir auf einen schmalen Fluß. Er begleitete uns bis Trevarrick.

Dieser Ort lag in einer flachen Senke, die sich zum Süden hin als Ebene bis an den Rand der steilen Klippen hinzog. Wir kamen aus den Bergen, so daß wir praktisch hinuntersahen und auch aus der Entfernung feststellen konnten, daß es zwischen den einzelnen Häusern viel Platz gab.

Mir fiel ein Gebäude auf, das zu den anderen nicht passen wollte. Ein moderner Bungalow, in Hanglage errichtet. Er lag genau im Schein der Sonne, deren Strahlen sich in den Fensterscheiben spiegelten. Je näher wir unserem Ziel kamen, um so unruhiger wurde unser vierbeiniger Gast. Die Wölfin schaute aufgeregt durch die Heckscheibe. Das war uns natürlich nicht entgangen. Sheila saß so, daß sie Nadine anschauen konnte, und sie vernahm auch als erste das leise Knurren. Johnny hatte es ebenfalls gehört.

»Ich glaube, sie wird böse«, sagte er leise.

Sie wurde nicht nur böse, auch unruhig. Plötzlich kam ihr die Ladefläche wie ein Gefängnis vor. Nadine drehte sich. Der Schwanz peitschte gegen die Rückbank. Er wischte auch an den Scheiben entlang, das Knurren wurde drohender, auch ich war mittlerweile beunruhigt und bekam im Innenspiegel mit, wie Nadine ihre Vorderpfoten auf die Lehne des Rücksitzes genau hinter Johnnys Kopf stellte. Dabei öffnete das Tier seine Schnauze, und Johnny bekam es mit der Angst zu tun. Er zog sich so weit zurück, bis seine Mutter ihn fassen konnte. Nadine sprang zuerst neben die beiden, dann gegen die hintere Tür, ohne sie allerdings öffnen zu können.

»John, halt an!«

Es war am besten. Wir alle würden Nadine, die sich auf so ungewöhnliche Art und Weise verändert hatte, nicht halten können. So wie sie reagierte, konnte man das schon als lebensgefährlich für uns bezeichnen.

Steil fiel die Straße, auf der wir hielten, am linken Rand ab. Der Wagen rutschte ein wenig über lose Steine, dann erst stand er. Wir hatten uns dem Dorf bereits bis auf wenige hundert Yards genähert. Die Wölfin schnaubte, sie knurrte jetzt nicht mehr, sie heulte schon und kratzte immer härter an der Tür. Vor ihrer Schnauze hatte sich Geifer gebildet. Als ich den Kopf drehte, sah ich zufällig in ihre Augen, in denen ein anderer Ausdruck stand.

Kalt und böse!

»Du kannst es noch mit dem Kreuz versuchen!« sagte Bill, erntete aber von seiner Frau entschiedenen Widerspruch.

»Nein, auf keinen Fall. Sie dreht durch. Laß sie endlich raus, Bill!«

Der Reporter öffnete die Beifahrertür. Frische Luft strömte in den Kombi. Und Nadine sprang. Dann rannte sie in einem solchen Tempo weg, als wäre der Leibhaftige hinter ihr her.

Sie jagte mit gewaltigen Sätzen den Hang hinab und flog förmlich über umherliegende Steine hinweg.

Bill und ich waren ausgestiegen. Sheila blieb mit Johnny im Wagen. Wir starrten dem Körper der Wölfin nach, der immer kleiner wurde und schließlich vom Boden verschluckt zu werden schien.

»Sie wollte weg«, sagte Bill, der bleich geworden war. »Sie wollte einfach weg. Kannst du dir vorstellen, wohin?«

»Ja. Der Friedhof, der Wächter, das Grab. Bill, wir sind hier in Trevarrick genau richtig.«

»Das Gefühl habe ich inzwischen auch.«

Jetzt verließen auch Sheila und Johnny den Wagen. Die Frau hielt ihren Sohn an der rechten Hand fest, und Johnny fragte uns: »Habt ihr gesehen, wo sie hingelaufen ist?«

»Den Hang hinab«, sagte ich.

»Ins Dorf?«

»Ich weiß es nicht, Johnny.«

»Aber wir werden sie doch suchen, oder?«

Ich lächelte meinen Patenjungen an. »Das verspreche ich dir. Laßt uns fahren.«

»Direkt zum Friedhof?« fragte Sheila.

»Da wäre ich gegen«, sagte Bill. »Wir wissen nicht, wo er sich befindet. Holen wir erst einmal einige Auskünfte ein. Mal sehen, wie sich die Bewohner von Trevarrick zu den Ereignissen stellen.«

Der Vorschlag wurde akzeptiert. Ich fuhr wieder. Bill sprach noch einige Sätze mit Johnny und versuchte, seinen Sohn zu beruhigen. Der nickte nur. Ich sah das Gesicht des Jungen und hatte den Eindruck, als wäre er mit seinen Gedanken ganz woanders. Irgendwo in einer fernen, fremden Welt, die nur er sah.

Hatte er möglicherweise Kontakt mit Nadine bekommen? Es war alles möglich. Ich wollte ihn aber nicht fragen, um ihn nicht zu beunruhigen. Wir nahmen den letzten Rest der Strecke unter die Reifen. Der Weg führte jetzt kurvenreich zum Ziel. Die ersten Häuser erschienen rechts und links. Meist Holzschuppen, in denen Heu

lagerte oder anderes Winterfutter.

Zwei Kinder, die Fahrräder schoben, schauten uns erstaunt an. Fremde war man hier nicht gewohnt. So war es uns des öfteren in einsamen Gegenden ergangen. Die Bewohner waren eben anders als wir Großstädter. Sie lebten in ihrer eigenen Welt wie auf einer Insel. Auf den Feldern arbeiteten Menschen. Die Luft roch nach geschnittenem Gras. Es war der typische Geruch, der mir so gefiel und mich an eine Idylle erinnerte.

Doch unsere Mienen blieben ernst. Nadine war verschwunden. Was vor uns lag, wußten wir nicht. Von der Idylle zum Schrecken war die Grenze oft fließend.

Alte Steinhäuser grüßten mit grauen oder efeuübertankten Fassaden. Vieles an den Bauten hätte erneuert werden müssen. Die Menschen hier waren nicht reich, so half man sich, in dem man das Nötigste flickte. Auf einem Dach hockten schwarze Vögel und schauten uns hinterher. Selten hatte ich so große Krähen gesehen. Der Himmel kam mir sehr hoch und weit vor. Die Wolken sahen aus, als hätte ein Maler mit einem dicken Pinsel weiße Streifen auf den Himmel gezeichnet. Auch innerhalb der Ortschaft besserte sich die Straße kaum. Man war hier kaum Autos gewohnt. Kinder spielten auf der Straße und verschwanden, als wir näher kamen. Einmal prallte ein Ball gegen den rechten Kotflügel.

Ich sah auch eine Kirche. Ihr Turm wirkte wie ein ausgestreckter Finger. Ein Wetterhahn grüßte, und ich dachte, daß es wohl am besten war, sich mit dem Pfarrer in Verbindung zu setzen. Unter den Dorfpfarrern hatte ich schon wirklich außergewöhnliche Menschen kennengelernt, die mir oft eine große Hilfe gewesen waren.

Bill dachte ebenso. Wir stoppten vor der Kirche und erkundigten uns bei einer älteren Frau nach dem Pfarrer.

»Der ist nicht da.« Sie sprach einen Dialekt, den ich kaum verstand.

»Wo steckt er denn?«

»Im Spritzenhaus.«

»Der Feuerwehr?«

»Ja. Dort können Sie zu Fuß hingehen. Sie brauchen nur um die Kirchenmauer herum.«

»Ich danke Ihnen, Madam.«

Sie ging weg und schlug dabei die entgegengesetzte Richtung ein. »Da ist die Mauer«, sagte Bill. Diesmal ging er vor. Es war ein schmaler Weg, wir mußten hintereinander gehen.

Johnny fragte seine Mutter, was ein Spritzenhaus wäre. Sheila erklärte ihm, daß dort die Wagen der Feuerwehr standen und daß dieses Haus auch für Veranstaltungen aller Art benutzt würde.

Der Weg mündete auf einen kleinen Platz, wo wir auch das Haus sahen. Es besaß ein barackenhaftes Ausgehen. Die doppelflügelige Holztür hätte auch zu einer Scheune passen können.

Eine Hälfte stand offen. Als wir ihr uns näherten und das Haus betreten wollten, kam aus dem Halbdunkel ein Mann auf uns zu. Er versperrte uns den Weg.

»Wo wollen Sie hin?«

»Hinein«, sagte ich.

Der Mann schob seine Daumen hinter die breiten Hosenträger. »Nein, das gibt es nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil ich es so will.«

»Sind Sie der Pfarrer?« fragte Bill.

Der Mann lachte. »Sehe ich so aus?«

»Nein, aber wir wollen den Pfarrer sprechen. Man sagte uns, daß wir ihn hier finden könnten. Ist das korrekt?«

»Und wenn er nicht mit Ihnen reden will?«

»Das wird er schon, verlassen Sie sich darauf.«

Der Dörfler schüttelte stur den Kopf. Sheila und Johnny standen hinter uns. Auch sie wollten hinein, doch es war nicht mehr nötig,

denn wir hörten die unwirsche Stimme eines Mannes, der sich erkundigte, was an der Tür los wäre.

»Da wollen Fremde zu Ihnen.«

»Ich komme.«

Der Pfarrer erschien tatsächlich, blieb auch in der Tür stehen und musterte uns. Er war schon älter. Das rote Haar auf seinem Kopf wuchs nur noch auf der hinteren Hälfte. Zur Stirn hin war es bereits ausgefallen.

»Was ist mit Ihnen?«

»Wir möchten Sie sprechen, Herr Pfarrer«, sagte ich.

»Um was geht es?« Seine Blicke ließ er auch prüfend über Sheila und Johnny gleiten.

Ich hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Jedenfalls möchte ich Ihnen etwas zeigen.«

Er schaute sich meinen Ausweis sehr genau an. Als er ihn mir zurückgab, war sein Gesicht blaß geworden. Dafür traten die zahlreichen Sommersprossen deutlicher hervor.

»Können wir uns jetzt unterhalten?« fragte ich ihn.

Der Pfarrer ging darauf nicht ein und fragte statt dessen: »Woher haben Sie es gewußt?« fragte er.

»Nun, das ist eine etwas längere Geschichte, aber es muß das Grab und auch den Wächter geben.«

Der Pfarrer hob nur die Schultern, drehte sich um und verschwand im Spritzenhaus.

»Hinterher!« flüsterte Bill.

Wir nahmen einen typischen Geruch wahr. Nach Gummi und Öl, nach Putzmitteln und Abgasen. Das alles aber war zweitrangig, für uns zählten nur die drei offenen Särge, die auch belegt waren, denn drei Leichen sahen wir. Man hatte sie im wahrsten Sinne des Wortes auf Eis gelegt, um sie vor der Verwesung zu schützen. Die Eiskübel hüllten sie ein wie gläserne Mäntel. Einige von ihnen schimmerten

rosafarben. Sie hatten sich mit Blutstropfen vermischt.

Bill schickte augenblicklich Frau und Sohn nach draußen. Der Anblick hier war nichts für schwache Nerven, denn die Toten sahen keinesfalls friedlich aus. Zwei waren auf schreckliche Art und Weise gestorben. Man hatte sie regelrecht zerfetzt, als wären sie einer Bestie unter die Krallen gekommen.

Bill und ich standen schweigend neben den Särgen und hörten im Hintergrund das Hüsteln des Pfarrers. »War es das, das Sie gemeint haben?« fragte er.

»Ja, ja«, sagte ich und hatte noch immer Mühe, meine Überraschung nicht zu zeigen. Mit vielem hatte ich gerechnet, damit allerdings nicht. Drei auf Eis gelegte Leichen. Wo kamen sie her? Wer und wo hatte man sie gefunden?

Ich drehte mich langsam um, sah dabei Bills blasses Gesicht. »Ich weiß keine Erklärung, John.«

»Und Sie, Herr Pfarrer?«

»Wir fanden sie auf dem Friedhof. Zwei sahen schrecklich zugerichtet aus. Einer war erschossen worden. Die Kugel steckte noch in seinem Körper. Sie hat ihn den Rücken getroffen. Sogar die Waffe fanden wir auf dem Friedhof. Ich habe sie an mich genommen. Wir brachten die Toten her und überlegten nun, was wir unternehmen sollten.«

»Sie haben die Polizei nicht verständigt?«

»Nein, so etwas gibt es bei uns nicht.«

»Was hätten Sie denn mit den Leichen getan?«

»Einen Toten kennen wir ja. Es ist der Mann, der erschossen wurde. Er hat hier ein Haus gebaut. Es steht am Hang, ist das modernste von allen. Ein Bungalow.«

»Den sahen wir«, meinte Bill.

Ich dachte nach, konnte trotzdem nur weiterfragen. »Haben Sie irgendeine Erklärung dafür, wie die Leichen auf den Friedhof

gekommen sind?«

»Nein, Mr. Sinclair.«

Bill hatte eine Frage. »Könnte ein gewisser Friedhofswächter daran beteiligt gewesen sein?«

Der Pfarrer erschrak. »Wie kommen Sie darauf?«

»Es gibt doch die Legende, oder nicht?«

»Ja, die gibt es.«

»Und befindet sich auf dem Friedhof auch ein offenes Grab?«

»Waren Sie schon dort? Das gibt es tatsächlich.« Sein Lächeln mißglückte. »Sie werden mir allmählich unheimlich.«

»Wir hörten davon«, schwächte ich ab.

Der Pfarrer konnte seine Verlegenheit kaum überwinden. Er tat sich auch schwer, den nächsten Satz zu sagen. »Wir fanden den Erschossenen in einem offenen Grab. Der andere lag auf den Spitzen des Zaunes.« Seine Stimme wurde leiser, als er auf den mittleren Sarg deutete. »Und den dritten fanden wir neben seinem Wagen. Er hatte den Rover gegen einen Baum gesetzt. Wir wuschen die Toten, denn sie sahen furchtbar aus. Dann legten wir sie hier in das Eis. Was weiter mit ihnen geschehen soll, darüber müssen wir erst noch beraten.« Er schaute uns an. »Wie immer Sie die Spur gefunden haben, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind. Wir hätten ein schlechtes Gewissen gehabt.«

»Das kann ich mir vorstellen«, meinte Bill und erkundigte sich, wann die Toten entdeckt worden waren.

»Heute in den frühen Morgenstunden. Es fing mit dem Wagen an. Ein Bauer, der zum Feld wollte, sah ihn. Der Rover hatte sich fast um den Baum gewickelt.«

»Sie haben sich doch bestimmt Gedanken darüber gemacht, wie es dazu kommen konnte.«

»Natürlich, Mr. Sinclair. Nur sind wir zu keinem Ergebnis gekommen. Denken Sie mal daran, wo wir leben. Hier in Cornwall

ist an manchen Stellen der Hund begraben. Viele Orte haben nicht einmal eine Kirche. Wir zählen schon zu den Ausnahmen, deshalb kommen an den Sonn-und Feiertagen auch die Menschen aus den Nachbardörfern.«

»Es ist alles wunderbar, wenn Sie uns so etwas erzählen. Aber Sie reden um das Problem herum.«

»Welches meinen Sie, Mr. Sinclair?«

»Das Motiv für diese Taten.«

»Ich wüßte keines.«

Mein Lächeln fiel knapp aus und sollte ihm auch Mut für eine Antwort machen. »Glauben Sie an Dämonen?« Der Pfarrer nahm eine abwehrende Haltung ein.

»Wie meinen Sie das? Unseren Gespenster-Glauben in der Bevölkerung?«

»Das zähle ich auch dazu, aber ich meine einen bestimmten Dämon, genauer, einen Werwolf!«

Der Pfarrer drehte sich zur Seite. »Soll es bei uns in Trevarrick Werwölfe geben?«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Es könnte unseren Informationen nach durchaus sein. Und wenn Sie sich die beiden Toten betrachten, müssen Sie auch einsehen, daß diese Verletzungen von einer Bestie zugefügt worden sind.«

»Stimmt.« Er schaute gegen die Wand. Sein Gesicht blieb unbeweglich, als er leise sagte: »Manchmal hörten wir ein Heulen in der Nacht. So klagend und schrecklich, als würde jemand Schmerzen haben. Wir haben tote Tiere gefunden, sogar skelettierte. Die Männer sprachen von einem Wolf.«

»Nur von einem Wolf?«

»Ja.«

»Ist Ihnen nie der Gedanke an einen Werwolf gekommen?«

erkundigte sich Bill.

»Mir schon, den anderen nicht. Vielleicht haben Sie es auch verdrängt.«

»Wann kam Ihnen denn der Verdacht?« hakte ich nach.

»Das liegt schon Jahre zurück, als ich eine alte Kirchenchronik durchblättert und auf ein Thema stieß, das sich mit der Anlage unseres alten Friedhofs beschäftigte.«

Wir spitzten die Ohren. »Darüber sollten wir uns aber genauer unterhalten.«

»Jetzt?«

»Sofort!« sagte ich.

»Das ist aber nicht bewiesen.«

»Macht nichts.« Bill Conolly winkte ab. »Wir spekulieren eben gern.«

Der Pfarrer schaute uns an und schüttelte den Kopf. »Sie sind ungewöhnliche Menschen«, sagte er. »Ich glaube, daß es kein Zufall ist, daß Sie hier sind.«

Wir schwiegen dazu. Vielleicht würden wir den Pfarrer später einweihen. Jetzt wollten wir erst einmal die Dinge von ihm hören.

»Nun ja, es geht mich auch nichts an, welcher Grund Sie hergeführt hat. Das Kirchenbuch«, murmelte er dann und nickte sich selbst zu. »Man kann natürlich nicht alles glauben, was dort niedergeschrieben wurde, aber die ungewöhnlichen Vorgänge sind doch schon eingetragen worden. Einer meiner Vorgänger hat sich damit beschäftigt, und er schrieb, daß die Bewohner in mond hellen Nächten ein Heulen vom Friedhof her gehört haben wollen. Ein richtiges Klagen und Schreien, als wäre dort jemand gefoltert worden.«

»Ist Ihr Vorgänger diesen Dingen auf den Grund gegangen?« fragte ich.

»Hat er nachgeforscht?«

»Nein.«

»Es gibt also keine Erklärung für diese Geräusche?«

Der Pfarrer lächelte. »Erklärung ist gut. Das Wort Wölfe fiel einige Male.«

»Auch Werwölfe?« fragte Bill.

»Nein.«

»Gab es denn versteckt einen Hinweis auf einen Werwolf?«

»Das schon. Man konnte es zwischen den Zeilen lesen. Die Bewohner hatten Angst vor einem Wesen, das durch die Nacht eilte und sie unsicher machte.«

»Das hat sich wohl bis heute nicht geändert«, bemerkte ich.

»Man muß davon ausgehen, wenn man die Toten sieht.«

Die Wolf-Theorie festigte sich bei mir immer stärker. Das mußte einfach eine Bestie sein, die die Gegend hier unsicher machte. Auch Nadines Verhalten wies darauf hin, wobei ich mir wiederum die Frage stellte, was sie in diese Gegend geführt hatte. Der Pfarrer schien ein kooperativer Mann zu sein. Zwar wußte er unsere Namen, aber wir den seinen nicht. Danach fragte ich ihn.

»Kidder, heiße ich. Alfons Kidder.«

»Gut, Mr. Kidder, wir werden versuchen, den Fall gemeinsam aufzuklären, denn uns geht es darum, den Werwolf, falls es sich um einen handelt, zu vernichten und zu stellen.«

Kidder schaute uns groß an, dann schüttelte er den Kopf. »Sind Sie so etwas wie ein Werwolf-Jäger?«

»Es gehört zu unserem Beruf«, erwiderte ich.

Sheilas Stimme hörten wir von draußen. »Kommt ihr jetzt, oder dauert es noch länger?«

»Ich gehe zu ihr.« Bill verschwand. Der Pfarrer und ich blieben zurück.

»Was haben Sie denn jetzt vor?« fragte Alfons Kidder.

Ich lächelte knapp. »Mich umschauen, mein Lieber. Und zwar auf

dem Friedhof.«

»Das hatte ich mir gedacht. Und wann?«

»Ich würde sagen, noch vor dem Dunkelwerden. Vielleicht suche ich mir auch auf dem Friedhof ein Versteck für die Nacht. Sie wissen ja, Werwölfe lieben den Schutz der Dunkelheit...«

Nadine, die Wölfin, hatte den Wagen verlassen. Sie mußte einfach raus, war sich vorgekommen wie in einem Gefängnis, denn eine innere Unruhe hielt sie umklammert.

Es war keine Angst, aber sie hatte einen fernen Ruf vernommen. Ein Klagen, und dies über eine sehr lange Strecke hinweg. Kein Laut, den andere hörten, nur in ihr Gehirn war dieser Ruf gedrungen. Er hatte sie aufgerüttelt. Deshalb rannte sie.

Weg, nur weg wollte sie. Keinen Menschen mehr um sich haben. Hätte man sie nicht aus dem Wagen gelassen, sie hätte es mit Gewalt versucht, denn sie haßte die Menschen.

Dabei spielte es keine Rolle, ob sie mit ihr gelebt hatten oder nicht. Das andere Blut war stärker gewesen, es hatte sie aufgeputscht, und so rannte sie über Stock und Stein. Ein langer, gestreckter Körper, ein düsterer Schatten, der durch kein Hindernis aufzuhalten war und manchmal auf steileren Abhängen die Balance verlor, rutschte, über schmale Bäche hinwegsprang, sich durch Buschwerk wühlte und auch weiterhin die Stimme vernahm.

Sie war lauter geworden, der Ruf hallte in ihrem Kopf nach. Jedes Wort erinnerte an ein Dröhnen, war wie ein harter Befehl, dem sie unbedingt gehorchen mußte.

Es war die Stimme eines Großen, eines Wesens, das nicht auf dieser Welt lebte, das sie nicht sehen konnte, dessen Geist aber alles beherrschte, was mit den Wölfen zu tun hatte.

Fenris rief!

Der Götterwolf, der oberste aller Wölfe. Jeder gehörte zu ihm. Ob

normaler Wolf, ob Werwolf, es gab keinen, der ihm nicht gehorchte, wenn er rief.

Und so jagte Nadine weiter. Ihre Sprünge wurden noch kraftvoller. Sie hatte es eilig, denn das Ziel wartete.

Menschen begegneten ihr nicht. In Sichtweite sah sie eine Herde Schafe. Darum kümmerte sie sich nicht, auch nicht um das scharfe Bellen der Wachhunde, die den Wolf gewittert hatten. Sie mußte weiter!

Dann war sie plötzlich da. Sie sah das Gitter aus rostigen Stäben, das aus dem Unterholz und Gras in die Höhe wuchs. Sie sprang dagegen, aber nicht hinüber. Dafür krümmte sie auf dem Boden zusammen, schlug mit den Beinen um sich, wühlte den Boden auf, schleuderte Gras in die Höhe und ließ ein lautes Hecheln hören.

›Es ist dein Ort, Nadine!‹ vernahm sie abermals den Ruf. ›Es ist der Ort, an dem du sterben wirst. Noch wirst du dich verkriechen, doch wenn die Nacht hereingebrochen ist und die Dunkelheit wie ein dicker Schleier über dem Land liegt, kommt deine Todesstunde. Das Grab ist bereits geschaufelt. Dort wirst du für alle Zeiten deine Ruhestätte finden, denn ich, Fenris, habe dies beschlossen!‹

Nadine lag auf der Seite. Sie wirkte wie eine Person, die einer fernen Botschaft nicht nur lauschte, sondern auch auf sie vertraute. Manchmal schnaubte sie auch, drehte den Kopf und schaute aus ihren glanzlosen Augen gegen das Gitter, bis sie einen neuen Befehl erhielt, der sie zwang, sich zurückzuziehen.

›Verstecken mußt du dich. Nur verstecken. Und du wirst dieses Versteck erst verlassen, wenn ich es dir befehle...‹

Nadine, die Wölfin, hatte die Worte vernommen und kam ihnen nach. Sie verkroch sich so, daß sie kein Mensch sehen konnte. Aber bald würde ihre Stunde kommen...

Noch kam uns der Fall vor wie ein Traum. Wir mußten erst die Tatsache verkraften, daß man uns drei Leichen serviert hatte.

Praktisch zur Begrüßung. Wir waren in Trevarrick genau richtig, wir würden bleiben und uns Zimmer suchen.

Der Pfarrer hatte uns ein kleines Gasthaus empfohlen. Es war nicht sehr komfortabel, aber sauber. Die Conollys nahmen ein Zimmer, ich das andere.

Sehr kleine Räume mit einer winzigen Waschgelegenheit. Wir sprachen uns ab, und Bill war der Ansicht, daß er den Friedhof ebenfalls sehen mußte.

Sheila nickte. »Ja, du kannst gehen, aber laß mich bitte hier. Ich möchte nicht.«

»Gut.«

»Glaubt ihr denn, daß ihr Nadine dort findet?«

Ich hob die Schultern. »Rechnen müssen wir mit allem. Wenn wir sie sehen, können wir praktisch davon ausgehen, daß es sich bei ihr um eine Fremde handelt. Ich glaube nicht, daß sie uns so entgentreten wird, wie sie es immer getan hat.«

Sheilas Blick wurde noch ernster. »Dann wäre das Kapitel Nadine möglicherweise abgeschlossen.« Sie hatte leise gesprochen, weil Johnny nichts hören sollte.

»Kann sein«, vermutete ich.

Sheila nickte starr. »Das wäre schrecklich. Wenn ich davon ausgehe, daß Körper und Seele getrennt sind, dann würde Nadines Seele umherirren, weil sie keinen Körper mehr hat.«

»Vielleicht findet sie wieder einen«, sagte Bill.

»Hör auf, das kann ich nicht hören.« Sheila schüttelte sich. »Es ist alles schon schlimm genug. Hoffentlich werdet ihr Nadine nicht töten müssen.«

»Ich glaube nicht daran.« Dann drehte ich mich um, wab Bill ein Zeichen, und wir gingen. Der Pfarrer wollte auch noch mitkommen und uns einiges zeigen.

Sheila und Johnny blieben zurück. Der Junge merkte, das etwas

nicht stimmte. Er fragte Sheila. »Sind Daddy und Onkel John weggegangen, weil sie Nadine suchen wollen?«

»So ist es.«

Er begann zu lächeln. »Und was machen sie, wenn sie Nadine gefunden haben?«

»Keine Ahnung. Sie werden sie auf jeden Fall zu uns zurückbringen. Nadine gehört doch zur Familie - oder nicht?«

»Doch, wir brauchen sie.«

»Der Ansicht sind wir alle.«

Johnny nickte. Er ging zum Fenster und schaute hinaus auf einen kleinen Garten, in dem Obstbäume standen. Dahinter stieg das Gelände leicht an. Bäume, Gärten und Häuser bildeten eine Einheit. »Eigentlich wollte ich auch mit auf den Friedhof«, sagte Johnny.

»Wie kommst du darauf?«

»Wenn Nadine doch dort ist.«

»Nein, Johnny, das ist nicht bewiesen. Daddy und Onkel John schauen sich dort nur mal um, mehr nicht.«

»Und du bleibst hier?«

»Ja.«

Johnny drehte sich um. »Wegen mir?«

»Auch.«

»Aber das brauchst du nicht, Mummy.«

»Doch. Du bist in einem fremden Haus. Da kann ich dich nicht allein lassen.«

Johnny lächelte und setzte sich auf das Doppelbett. »Gibt es hier auch etwas zu essen?«

»Klar. Soll ich uns etwas holen?«

»Ja, ich habe Hunger.«

»Wir könnten nach unten in die Gaststube gehen und die Wirtin bitten, uns etwas zu kochen...«

»Nein, Mummy, ich will hier oben essen.«

Sheila lächelte. »Wie du willst. Was denn?«

»Ich weiß es nicht. Was sie da unten haben.«

»Ich schaue mal nach.« Sheila verließ das Zimmer und trat auf den engen Gang. Es roch alt in diesem Haus. Man konnte den Eindruck bekommen, daß es jeden Augenblick zusammenkrachte. Unter der Decke zeichnete sich braunes Gebälk ab. Die Balken waren krumm und schief. An einigen Stellen hingen sie durch. Feuchte Flecken an der Decke zeugten auch davon, daß das Dach undicht war. Sheila nahm die schmale Treppe. Die Stufen knarrten unter ihrem Gewicht. Auch das Geländer sah nicht gerade stabil aus. Dennoch faßte sie es an.

Im Gastraum putzte die Tochter des Hauses. Sie war knapp zwanzig und trug eine schmale Brille. Der graue Kittel stand ihr überhaupt nicht. Als sie Sheila sah, blickte sie hoch und lächelte scheu.

»Kann ich etwas für Sie tun?«

»Ja«, sagte Sheila und lächelte ebenfalls. »Mein Sohn und ich hätten gern etwas zu essen.«

Das Mädchen wurde rot. »Da kann ich Ihnen leider nicht helfen. Ich müßte meine Mutter fragen.«

»Wenn Sie so freundlich sein wollen.«

»Ja, warten Sie.« Fast fluchtartig lief sie durch eine schmale Tür hinter der Theke.

Sheila setzte sich auf einen Holzstuhl. Es war still geworden. Auch durch die Eingangstür drangen kaum Geräusche. Der Ort schien sich schlafen gelegt zu haben. Hier konnte man sich tatsächlich vorkommen wie am Ende der Welt. Als Sheila Schritte hörte, drehte sie sich um. Die Wirtin erschien. Sie und ihre Tochter ähnelten sich stark.

»Man sagte mir, daß Sie etwas zu essen wünschen?«

»Ja.«

Die Wirtin lächelte. »Viel habe ich nicht. Wir sind nicht auf fremde

Gäste eingerichtet. Die Einheimischen, die hier einkehren, essen immer zu Hause. Sie kommen nur her, um etwas zu trinken.«

»Das kann ich mir vorstellen, aber mein Sohn...«

Die Frau lächelte. »So ganz arm sind wir ja auch nicht«, sagte sie. »Ich habe noch etwas Suppe übrig. Sie ist von gestern, und ich müßte sie aufwärmen. Wenn Sie damit einverstanden sind...«

»Aber gern. Soll ich warten?«

»Nein, meine Tochter kann Ihnen die Suppe bringen. Zwei Teller oder mehr?«

»Zwei reichen.«

»Gut.«

Die Wirtin ging wieder, und auch Sheila nahm den Weg nach oben. Die Menschen hier waren ihr fremd. So scheue Personen kannte sie nicht. In London war es anders.

Sheila hatte die Zimmertür geschlossen gehabt. Sie öffnete sie, trat über die Schwelle und sprach in den Raum hinein. »Man wird uns eine Suppe aufwärmen und hochbringen, Johnny. Dann kannst du...« Sie blieb stehen und schaute sich um. »Johnny?« fragte sie.

Sheila bekam keine Antwort.

Etwas Kaltes kroch über ihren Rücken, und sie spürte erst jetzt den Luftzug, der ihr ins Gesicht fuhr.

Das Fenster stand offen, die Tür ebenfalls, so hatte Durchzug entstehen können.

Mit einem Sprung war Sheila am Fenster, beugte sich heraus und suchte ihren Sohn. Von Johnny sah sie nichts mehr. Er hatte das Zimmer verlassen, und Sheila fror plötzlich vor Angst um den Jungen... Johnny hatte lange überlegt, bis ihm die Ausrede mit dem Hunger eingefallen war. Nie hätte es seine Mutter erlaubt, aber er mußte raus aus dem Zimmer.

Kaum hatte Sheila die Tür geschlossen, war er zum Fenster geeilt, hatte es aufgezogen und sah den Baum vor dem Fenster.

Johnny, ein richtiger Junge, war auch ein guter Kletterer. Er stellte sich auf die Fensterbank und brauchte sich eigentlich nur nach vorn fallen zu lassen.

Wie ein Turner an der Reckstange klammerte er sich an einem Ast fest, bewegte seine Beine und fand auf einem anderen Ast unter ihm Halt. Für einen Moment blieb er so stehen, schaute zurück, seine Mutter war noch nicht zu sehen, und er kletterte weiter. Er gelangte in die Nähe des Stammes, stützte sich dort ab, schaute zu Boden und sprang. Sicher kam er auf. Der Untergrund war weich. Zusätzlich dämpfte das Gras seinen Aufprall. Er schaute nicht einmal zurück, lief sofort weiter, tauchte unter den Zweigen der anderen Obstbäume weg, erreichte den Gartenzaun und sprang darüber hinweg.

Das nächste Haus gab ihm die Deckung, so konnte er vom Fenster aus nicht mehr gesehen werden.

Johnny war nicht aus reiner Abenteuerlust aus dem Fenster geklettert und weggelaufen, er hatte den Ruf vernommen. Es war der Ruf einer ihm sehr vertrauten und bekannten Stimme gewesen.

Nadine hatte nach ihm verlangt.

»Komm, komm!« So hatte es geschallt, wie aus einer anderen Welt kommend.

Und Johnny war gegangen. Seine Eltern interessierten ihn auf einmal nicht mehr. Es gab nur noch Nadine und ihre lockende, irgendwie verzweifelt klingende Stimme. Konnte Johnny ihr helfen? Er mußte es versuchen. Ein Junge, zehn Jahre alt, wollte sich auf den Weg machen, um die Wölfin zu retten. Alles war fremd. Angefangen vom Hilferuf seiner Freundin, bis hin zur Umgebung dieses einsamen Dorfes. Er wollte auch nicht gesehen werden, deshalb mied er den Dorfkern und schlich durch Seitengassen und an Gärten vorbei. Manchmal bellten ihn Hunde an, davon ließ sich Johnny nicht irritieren.

Er wußte auch, worüber seine Eltern gesprochen hatten. Da war die

Rede von einem Friedhof gewesen und auch von einem Grab. Die beiden Dinge wollte er suchen.

Niemand hatte ihm gesagt, wo der Friedhof lag. Aber weit entfernt konnte er nicht sein. Johnny lief einen Hang hoch und fand ungefähr auf der Mitte eine kleine Holzhütte, in der Fleu lagerte. Abgeschlossen war sie nicht, aber der Junge kletterte auf das Dach, weil er von dort einen besseren Überblick hatte.

Dort blieb er knien. Sein Blick fiel über das gesamte Dorf und auch die nähere Umgebung.

Wo befand sich der Friedhof?

Sehr genau schaute er nach, suchte und forschte nach einem dunklen Fleck, wo Bäume und Sträucher vielleicht eine Insel bildeten, aber es war zu schwer, so etwas zu entdecken. Viele Gärten sahen fast so aus wie ein Friedhof.

Sein Gesicht verzog sich. Er rief nach Nadine und hoffte auf eine Antwort. Sie kam auch. ›Komm zu mir!‹

›Wo bist du?‹

›In einer anderen Welt!‹

›Kann ich zu dir?‹

›Nein, aber vielleicht kannst du mich retten. Mich oder ihn. Man hat mich getrennt. Ich bin weder Mensch noch Tier. Bitte, komm...‹

Johnny nickte, als stünde Nadine vor ihm. ›Muß ich zum Friedhof laufen?‹

›Nein, auf keinen Fall.‹

›Wohin dann?‹

›Komm in den großen Wald. Dort werde ich mit dir sprechen!‹

›Ja, warte auf mich!‹

Johnny hielt nichts mehr auf dem Dach. Er hatte die Not im Klang der Stimme genau vernommen. Seine Nadine steckte in Schwierigkeiten. Als sie sich noch im Körper des Wolfes befunden hatte, waren beide die besten Freunde gewesen. Und Freunde durfte

man in der Not nicht verlassen, das wußte Johnny auch.

Er wollte helfen, er mußte helfen!

Sehr vorsichtig rutschte er vor und erreichte das Ende des Dachs, wo er sich über die Kante und auf den schrägen Hang schwang. Er glaubte nicht daran, daß er gesehen worden war. Er lief auch jetzt nicht auf das Dorf zu, sondern schlug einen weiten Bogen. Hin und wieder schaute er zum Himmel, wo die Sonne nur mehr wie ein blasses Auge stand, denn vom Meer her trieben graue Wolken heran, die den Glutball verdeckten. Leider brachten sie keinen Wind mit, so daß es schwül wurde. Über einen schmalen Pfad rutschte Johnny fast in einen kleinen Bach hinein. Im letzten Augenblick konnte er darüber hinwegspringen. Nadine hatte von einem Waldstück gesprochen. Wo befand es sich? Noch einmal mußte er sich orientieren.

Wenn er nach links schaute, sah er einen breiten und großen Schatten. Das mußte der Wald sein. Er zog sich bis in die Nähe des Dorfes, war sehr dicht und bot bestimmt viele Verstecke.

Johnny hatte genug gesehen und lief weiter. Seine Kondition war gut, zu Hause tobte er ebenfalls viel herum, denn er hatte zahlreiche Freunde. Sogar einen schmalen Pfad fand er. Er führte in Windungen auf den Waldrand oberhalb des Dorfes zu, und Johnny verschwand zwischen den Bäumen wie ein flüchtendes Reh.

Nicht nur eine völlig andere Umgebung nahm in auf, auch die Luft war anders, stickig. Bei jedem Atemzug, den Johnny tat, glaubte er, die Luft schmecken zu können. Weiches Moos bedeckte den Boden. Die Schritte des Jungen waren kaum zu hören.

Immer wieder schaute er sich um. Dicht standen die Bäume. Zweige und Äste berührten sich, waren miteinander verwoben und bildeten ein regelrechtes Gespinnst.

Überall schienen geheimnisvolle Flecken und Inseln zu lauern. Johnny hatte das Gefühl, von den Bäumen beobachtet zu werden.

Manchmal streichelten Blätter sein schweißfeuchtes Gesicht. Hin und wieder drang auch ein Windzug durch den Wald, streichelte das Gesicht des Jungen und spielte mit den Blättern.

Johnny lief den äußeren Rand einer breiten Mulde hoch und stellte fest, daß er sie durchqueren mußte, wollte er keinen Umweg machen. Er rutschte den inneren Hang hinab. Seine Füße wühlten das Laub auf, das ihn fast wolkenartig umgab.

Dunkel schimmerte das Wasser einer kleinen Pfütze. Hier unten war es noch stickiger und schwüler.

Bisher hatte er kaum Angst verspürt. Das änderte sich nun. Er kam sich plötzlich allein und verlassen vor. Etwas preßte seinen Brustkasten zusammen, so daß ihm das Atmen schwerfiel. Auf einmal kam ihm der Wald bedrohlich vor. Wie Giganten umstanden ihn die Bäume. Die Äste und Zweige schienen zu gewaltigen Armen zu werden, die sich neigten, um ihn zu umfassen.

Er schüttelte sich, als hätte ihn jemand mit kaltem Wasser Übergossen. Aus einer Baumkrone flatterten Vögel mit wilden Flügelschlägen hoch und verschwanden.

Johnny aber blieb in der Mulde. Eine fremde Kraft zwang ihn dazu, sich nicht zu bewegen. Er hatte sich geduckt hingestellt und schaute sich auch scheu um, aber es war niemand da, den er sehen konnte. Die Ruhe vor dem Sturm...

Sollte er weitergehen?

Wieder blickte er hoch. Das gedämpfte Licht zwischen den Stämmen und dem Geäst der Bäume wirkte geheimnisvoll.

An die ihn umgebenden Geräusche hatte er sich zwar gewöhnt, aber sie kamen ihm plötzlich bedrohlicher und auch gefährlicher vor. Irgendwie waren sie anders geworden.

Und dann hörte er den Laut.

Zuerst zuckte er zusammen, als hätte man ihn geschlagen. Dieser Laut paßte nicht in den Wald. Kein normales Tier hatte ihn

abgegeben. Ein Jaulen und langgezogenes Klagen, dessen Echo zwischen den Bäumen schwang, bevor er in die Grube fuhr und auch die Ohren des Jungen erreichten.

Johnny hatte eine starre Haltung angenommen und die Augen weit geöffnet. Er atmete durch den Mund. Auf seinem Rücken lag eine Gänsehaut.

Im Gegensatz zu den übrigen Kindern in seinem Alter wußte er, wer dieses Heulen abgegeben hatte.

So meldete sich nur ein Wolf!

Nun war Johnny gewissermaßen mit einer Wölfin aufgewachsen. Er hatte Nadine des öfteren heulen hören und konnte ihre ›Stimme‹ sehr gut von anderen unterscheiden.

Er war sich sicher!

Dieses Heulen war nicht von Nadine abgegeben worden. Es mußte ein anderer Wolf sein.

Aber wo? Er schaute sich um, der Wolf jedoch war nicht zu sehen!

Dafür vernahm Johnny das Heulen lauter. - Es hörte sich jetzt auch bedrohlicher an. Der Wolf mußte in der Nahe lauern. Johnny wurde unsicher, hatte Nadine ihn in eine Falle gelockt? Johnny war nicht zum erstenmal in eine so bedrohliche Lage geraten. Er hatte stets gerettet werden können. Auch die Wölfin hatte ihn schon aus gefährlichen Situationen herausgeholt, aber er besaß kein Vertrauen mehr zu ihr. Das Heulen wiederholte sich abermals...

Diesmal hatte Johnny das Gefühl, als würde der Wolf direkt neben ihm stehen. So war es auch. Er stand am Rand der Mulde!

Es war aber kein normales Tier.

Das Wesen, das aus seinen kalten, gelben Raubtieraugen in die Mulde starrte, war ein Werwolf!

Wir hatten nicht lange gehen müssen, um den Friedhof zu erreichen. Zuvor waren wir noch dort stehengeblieben, wo sich das Auto um

den Baumstamm gewickelt hätte.

Bill und ich schauten uns die Sache an. Es war klar, der Fahrer hatte seinen Wagen frontal gegen den Baumstamm gesetzt. Allerdings, so fragten wir uns, welcher Teufel mußte den Fahrer geritten haben, so zu fahren? Bill hatte wohl die Erklärung. »Es kann sein, daß man ihn gejagt hat, John.«

»Ein Werwolf?«

»Ja.«

Blutspuren entdeckte ich im Wagen. Als braune Flecken bedeckten sie auch den Boden nahe der Fahrerund Beifahrertür.

Bill suchte ebenfalls den Untergrund ab. »Manchmal hinterlassen diese Bestien Spuren«, erklärte er dem Pfarrer, aber hier war seine Mühe vergebens.

»Gehen wir zum Friedhof«, sagte ich.

Der Pfarrer hob die Schultern. »Ich glaube kaum, daß dort etwas Böses existieren kann.«

»Wieso nicht?«

»Es sind Grabsteine in Kreuzform vorhanden.«

»Überall?«

»Nein...«

Sehr weit brauchten wir nicht zu gehen, um die Stelle zu erreichen, wo der andere Fremde sein Leben gelassen hatte. Auf den Spitzen der Gitter sahen wir noch die Spuren. Der Mann mußte einen furchtbaren Tod gehabt haben. Mir rann es kalt die Arme hinab. Am Gitter gingen wir weiter. Manchmal brachte der Wind den Geruch von Blüten mit. Schwer und süßlich kam er mir vor. Fast verwesend, aber genau in diese Umgebung passend.

Der Friedhof lag außerhalb des Dorfes. Er paßte mit seiner Düsternis in diese Umgebung. Außen vor dem Gitter wuchs das hohe Gras und streichelte unsere Hosenbeine.

Zum Eingang führte ein Weg. Die sich im Untergrund

abzeichnenden Reifen-und Radspuren kamen mir fremd vor. Irgendwie hatte man das Gefühl, als würden in dieser Gegend überhaupt keine Autos fahren. Ein rostiges Tor versperrte den Eintritt. Auf ein Schloß hatte man verzichtet. Wir zogen das Tor auf und betraten ein relativ gepflegt aussehendes Gelände, auf dem, wie bei fast allen Friedhöfen dieser Art, ein breiter Mittelweg den Totenacker teilte.

Sehr alte Gräber sahen wir. Sie stammten aus vorigen Jahrhunderten und waren zum Teil von auf dem Boden wachsenden Efeuranken überdeckt. Aus ihnen schauten die grauen Steine wie Mahnmale hervor, deren Inschriften längst verblichen oder überwachsen waren. Jedenfalls gelang es uns nicht, einen Namen zu entziffern.

»Werden hier noch Tote begraben?« fragte Bill.

»Ja.« Pfarrer Kidder blieb stehen und deutete nach vorn. »Hinter den höheren Büschen liegt der neuere Teil. Die Menschen in Trevarrick werden meist sehr alt. Dafür sorgt schon die gesunde Umgebung. Es gibt keine Luftverschmutzung.«

Der Reporter wandte sich an mich. »Sollten wir nicht auf diesem Teil bleiben? Ich bin fast davon überzeugt, daß wir das Grab, von dem Johnny gesprochen hat, hier finden werden.«

»Ja«, bestätigte der Geistliche. »Es ist auch hier.« Er strich über seine wenigen Haare und drückte sie nach hinten, doch der Wind wehte sie wieder vor.

Alfons Kidder führte uns hin. Diesmal gingen wir quer über das Gelände und versanken an manchen Stellen in kleinen Erdlöchern, die Maulwürfe hinterlassen hatten.

Uns umgab der typische Friedhofsgeruch. Das Aroma irgendwelcher Blüten vermischte sich mit dem Duft der lehmigen Erde. Das Grab lag in einer Ecke, wo es keine christlichen Symbole gab. Hier konnte eine Bestie sich schon aufhalten. Dämonen waren

es ja gewohnt, sich in düstere Ecken zu verziehen.

Ja, es war offen, von innen aufgewühlt, das stellte auch der Pfarrer fest. Er schüttelte sich, als er sagte: »Tatsächlich. Es ist, als wäre jemand hervorgestiegen.«

»Davon können Sie ausgehen«, sagte ich.

Er starrte mich an und fragte mit flüsternder Stimme: »Kehren die Toten tatsächlich zurück?«

»Manchmal gibt es so etwas.«

»Aber dann wäre das Ende der Welt ja erreicht!«

Ich hob die Schultern. »So schlimm wollen wir es nicht sehen. Davon einmal ganz abgesehen, ich komme wieder auf die alte Chronik zurück, die Sie gelesen haben. Wissen Sie eigentlich, wer hier in diesem Grab gelegen hat?«

»Nicht hundertprozentig. Es war sehr schwer, einen Namen herauszubekommen. Wenn mich nicht alles täuscht, muß es ein gewisser Dorian Asher gewesen sein, den man hier als ersten begraben hat.«

»Dann könnte er der Friedhofswächter sein?« vermutete Bill.

»Ja, die Legende ist bekannt.« Der Pfarrer hob die Schultern. »Nur, ob man daran glauben soll, obwohl...« Er schüttelte den Kopf und sprach nicht mehr weiter.

»Was ist denn los?« fragte ich ihn.

Alfons Kidder wirkte verlegen. »Ich wage kaum, es auszusprechen, weil es so unglaublich klingt...«

»Tun Sie es trotzdem.«

»Ich habe vorhin bewußt nicht gesagt, daß man eine Leiche begraben hat. Sie verstehen?«

»War der Mann lebendig?«

Der Pfarrer nickte. Er hatte seine Hände zu Fäusten geballt. Die Stimme war kaum zu verstehen. »Ich mag diese heidnischen Bräuche nicht, aber meine Vorgänger haben sich ihnen unterworfen. Deshalb

denke ich, daß man tatsächlich einen lebendigen Menschen in das Grab gelegt hat. Können Sie sich das vorstellen?«

»Damit haben wir sogar gerechnet«, erklärte ich ihm. »Deshalb sind wir auch gekommen.«

Kidder deutete auf das Grab. »Aber wie kann ein Mensch so lange überleben? Das geht doch nicht.«

»War es ein Mensch?« fragte Bill.

»Was sonst?«

»Er konnte zum Beispiel ein Dämon gewesen sein. Oder, was noch näher liegt, ein Werwolf.«

Kidder trat einen Schritt zurück. »Das meinen Sie doch nicht im Ernst. Es würde ja heißen, daß dieser Dorian Asher kein Mensch, sondern ein Werwolf gewesen ist.«

»Richtig.«

»Und das haben diejenigen, die ihn begruben, nicht gewußt?«

»So kann es gewesen sein. Wer immer dabei war, als sie ihn in das Grab steckten, keiner von ihnen hat geahnt, daß es sich bei diesem Mann nicht um einen Menschen gehandelt hat, auch wenn er so aussah. Er wird ein Werwolf gewesen sein, der sich in der Nacht und bei Vollmond in die Bestie verwandelte. Haben Sie nicht gelesen, daß man ein unheimliches Heulen hört? Das kann er durchaus gewesen sein. Und er muß eine solche Macht besessen haben, daß er die Zeiten überdauerte und heute wieder aktiv geworden ist.«

Alfons Kidder war blaß geworden. Er zweifelte meine Erklärungen nicht mehr an und fragte nur: »Wer gab ihm denn eine solche Macht. Das kann doch nur der Teufel gewesen sein.«

»Da haben Sie im Prinzip recht, Mr. Kidder. Obwohl ich in diesem Fall nicht daran glaube.«

»Gibt es einen noch Böseren?«

Ich lächelte knapp. »Davon einmal ganz abgesehen, haben wir es

hier mit einer anderen Magie zu tun, die älter ist als die Menschheit. Bevor die Menschen waren, hat es schon die Wölfe gegeben. Daran sollten Sie denken, Mr. Kidder.«

»Nein, das ist mir zu hoch.«

»Kann ich verstehen. Nur müssen wir jetzt überlegen, was wir weiter unternehmen sollen.«

Bill, der sich etwas umgeschaut hatte, kam zurück. Er hatte meine letzte Bemerkung gehört. »Vielleicht sollten wir auf dem Friedhof hier Wache halten.«

»Da wäre ich auch dafür.«

»Jetzt schon?« fragte der Pfarrer.

Ich überlegte. Im Prinzip hatte Alfons Kidder recht. Werwölfe erschienen in der Nacht. Tagsüber hielten sie sich meist versteckt. Wir konnten davon ausgehen, daß der Werwolf, der in diesem Grab gelegen hatte, sich auch jetzt verborgen hielt. Deshalb brachte es nichts, wenn wir bei Tageslicht die Zeit vertrödelten.

»Gut«, sagte ich und nickte. »Gehen wir wieder zurück. Bei Anbruch der Dunkelheit bin ich aber wieder hier.«

»Ich ebenfalls«, sagte der Pfarrer.

Bill Conolly räusperte sich. »Eines haben wir nicht bedacht, John. Einen Faktor, der Nadine heißt.«

Ich nickte. »Du hast damit gerechnet, sie hierauf dem Friedhof zu finden?«

»Ja. Deshalb schaute ich mich auch um, aber ich konnte die Wölfin nicht finden.«

»Sie wird sich versteckt halten.«

»Und worauf warten?«

Ich sah Bill an, daß er die Antwort wußte, es aber nicht wagte, sie auszusprechen. Das tat ich dann. »Auf die Nacht, auf den anderen Werwolf und vielleicht auf ihren Tod. Es muß zwischen Nadine und diesem Asher einen Zusammenhang geben.«

»Klar. Nur werden wir ihn kaum herausfinden können. Da müßte uns Johnny den Gefallen tun.«

Alfons Kidder hatte zugehört, aber kaum etwas Verstanden. Er schaute uns fragend an, wir gaben ihm keine weiteren Erklärungen, weil wir ihn nicht noch mehr verunsichern wollten.

Dann verließen wir den Friedhof. Wir sprachen nicht mehr. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. In ungefähr zwei Stunden würde es anfangen zu dämmern. Bis dahin, hoffte ich, durch Johnnys Hilfe ein Stück weiter zu sein.

Im Dorf selbst lief alles seinen normalen Gang. Der Pfarrer wurde begrüßt, wir ebenfalls, aber die Menschen kamen mir durch die Bank weg bedrückt vor.

Als ich den Geistlichen danach fragte, nickte er nur. »Da haben Sie gut geschaut, Mr. Sinclair. Die Menschen leiden unter diesen schrecklichen Morden. Sie haben Angst, daß es sie in der nächsten und übernächsten Nacht erwischt. Und diese Angst ist, so meine ich, bestimmt nicht unbegründet.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Nahe der Kirche trennten wir uns. Der Pfarrer hatte noch etwas zu erledigen, bat uns aber, ihm Bescheid zu geben, wenn wir zum Friedhof gingen.

»Wird erledigt«, sagte Bill.

Wir schauten ihm nach. »Willst du ihn tatsächlich dabei haben?« fragte mich der Reporter.

»Ich weiß nicht. Für ihn ist ein Weltbild zusammengebrochen.«

»Okay, sprechen wir mit Johnny.«

Noch ahnten wir nicht, was passiert war. Wir erfuhren es sehr bald, denn vor dem Gasthaus, das etwas versetzt lag und einzeln stand, lief uns Sheila entgegen.

Bill ahnte es. »Verdammt, da ist was passiert! Sheila!« rief er. Sie rannte auf uns zu und warf sich in Bills Arme. »Johnny! Johnny! Er

ist weg!«

Sekundenlang standen die beiden da, ohne sich zu rühren. Auch ich hatte das Gefühl, als würde sich der Himmel drehen und wäre der Boden unter meinen Füßen weggezerrt worden.

Bill drehte den Kopf nach links und schaute mich dabei an. Ich sah, wie aus seinem Gesicht sämtliches Blut wich und die Haut eine kalkweiße Farbe annahm.

»Wie ist es passiert?« fragte er.

Sheila berichtete mit stockenden Worten. Immer wieder wurde sie durch ihr Weinen unterbrochen.

Man beobachtete uns aus den Fenstern der in der Nähe stehenden Häuser. Allmählich kristallisierte sich hervor, daß Johnny nicht aus eigenem Antrieb gehandelt hatte.

»Er muß einen Befehl bekommen haben«, sagte ich zu Sheila.

»Von Nadine?«

»Unter Umständen.«

Sie wischte Tränen aus ihren Augenwinkeln. »Aber wer käme denn noch in Frage?«

Ich hob die Schultern. »Wir haben es bei Nadine mit zwei Dingen zu tun. Erstens ist da nur noch ihr Körper. Der menschliche Geist hat ihn verlassen. Zum anderen spielt noch eine dritte Kraft mit. Ein Werwolf namens Dorian Asher. Das haben wir inzwischen herausgefunden. Es kann sein, daß er Johnny gelockt hat.«

Sheilas Augen erinnerten mich an Glasmurmeln, als sie eine Antwort gab. Die Stimme klang kratzig, war kaum zu verstehen. »Und dann wird dieser Werwolf ihn töten, wie?«

»Hoffentlich nicht.«

»Was soll das heißen?« Sie schrie plötzlich. »John, weißt du mehr? Was ist mit meinem Sohn?«

Es fiel mir auch nicht leicht, keine Gefühle zu zeigen, aber ich

mußte mich beherrschen. »Hoffen wir, daß Johnny in diesem gefährlichen Spiel als Größe einkalkuliert worden ist und noch gebraucht wird. Dann bestünde eine Chance.«

»Theorien!« hauchte sie. »Das sind doch alles Theorien. Wir müssen ihn suchen. Auch du, Bill!«

»Ich weiß, aber wo willst du anfangen? Wir waren auf dem Friedhof, haben das Grab entdeckt, von dem Johnny gesprochen hat, aber wir sahen keinen Werwolf. Der hält sich verborgen, hat sich versteckt, was weiß ich alles.«

Sheila senkte den Kopf. »Dann haben wir keine Chance mehr, nicht?«

»Abwarten«, sagte ich.

Sie hob die Arme und ballte die Hände zu Fäusten. »Ich will aber nicht abwarten. Ich habe lange genug gewartet. Ich will meinen Sohn zurück, versteht ihr?«

»Das wollen wir auch, Sheila.«

»Dann laßt uns etwas tun!«

Bill schüttelte den Kopf. »Wir können nicht agieren. Die andere Seite muß etwas unternehmen.«

»Ja, Bill, ja! Dann ist es zu spät für Johnny. Viel zu spät.« Sheila riß sich von ihrem Mann los und rannte weg.

Bill rief hinter ihr her, aber sie hörte nicht. Sheila verschwand im Gasthaus.

Auch mein Freund machte einen verzweifelten Eindruck. »Hätten wir ihn doch in London gelassen! Jetzt mache ich mir auch Vorwürfe. Wenn ihm etwas zustößt, werde ich meines Lebens nicht mehr froh. Können wir wirklich nichts tun?«

»Vor der Dunkelheit nicht.«

Bill schaute zum Himmel. Der Mond war noch nicht zu sehen, nur der blasse Ball der Sonne.

Er senkte den Kopf und ging. So wie er sich fühlte, erging es mir

auch. Es war zum Heulen. Mein Blick fiel auf das Dach eines Hauses. Auf dem First sahen wir sechs Krähen. Sie und auch die artverwandten Raben hatte man als Totenvögel bezeichnet. Waren sie schon das böse Omen?

Der Werwolf bot ein grauenhaftes Bild!

Das Fell wuchs struppig von den Füßen bis zum Kopf. Und zwischen diesem Pelz schimmerte etwas heller ein Gesicht, das eine breite, leicht abgeflachte Schnauze besaß, über der Augen in einem kalten Bernsteingelb leuchteten. Das Maul war offen. Johnny konnte die Zahnreihen erkennen, die ebenfalls gelblich leuchteten. Die Eckzähne des Unterkiefers ähnelten Dolchen. Mit ihnen riß die Bestie diese schrecklichen Wunden. Wie ein Denkmal stand er am Rand der Mulde und starrte in die Tiefe. Von ihm ging eine Aura des Schreckens aus, die auch Johnny entgegenwehte. Er fing an zu frieren. Es war keine normale Kälte, die über seinen Körper kroch, diese drang von innen hoch und ließ ihn bis in die letzte Haarspitze erschauern.

Er wäre am liebsten weggerannt, aber die Bestie bekam Macht über ihn. Eine dämonische, hypnotische Macht, die allein von den bösen Augen ausging und den Jungen auf der Stelle bannte.

Er erschrak, als sich die Bestie in Bewegung setzte. Sie ging geschmeidig, setzte zuerst das rechte, dann das linke Bein vor, unter ihren fellbedeckten Füßen erklang ein leises Rascheln, als er durch das alte Laub schritt.

Als er den Innenrand der Mulde erreichte, sah es für einen Moment so aus, als würde er fallen, doch mit einem gewaltigen Sprung legte er die Distanz zurück und prallte dicht vor den Füßen des Jungen zu Boden. Johnny hörte das dumpfe Geräusch, wie durch einen Filter gedämpft, überhaupt kam es ihm vor, als stünde er zwar in der normalen Welt, die er jedoch nicht richtig wahrnahm.

Keinen Laut vernahm er. Das Untier bewegte sich schweigend. Einen Arm streckte es aus, und plötzlich lag die Pranke auf der rechten Schulter des Jungen.

Erst jetzt öffnete Johnny seinen Mund. Die Augen blieben dabei unnatürlich vergrößert. Es sah so aus, als wollte er einen Schrei ausstoßen, der aber blieb ihm im Halse stecken. Nicht einmal ein dumpfes Krächzen drang über seine Lippen.

Er war vor Entsetzen stumm!

Mit einer ebenfalls langsam wirkenden Bewegung zog die Bestie Johnny dicht an sich heran. Die Füße des Jungen schleiften durch das Laub. Er war steif wie eine Säule, und die funkelnden, kalten Augen schienen seine Seele zerschneiden zu wollen.

Nicht nur der Junge zitterte, auch der Wolf, und dieses Zittern übertrug sich auf Johnnys Körper.

Den ersten Schrei stieß er aus, als der Werwolf ihn plötzlich in die Höhe riß.

Johnny erlebte einen plötzlichen Schwindel, er wußte nicht, wo er sich überhaupt befand, die Kronen der Bäume schwankten, und als er sich wieder gefangen hatte, lag er auf den fellbewachsenen Armen der Bestie wie ein Kleinkind.

Sein Kopf wurde am Nacken gestützt. Er konnte in die Höhe schauen und sah über sich die häßliche Fratze des Untiers. Bei jedem Schritt wippte auch der Kopf, und zwischen den Kiefern hingen gelblich-weiße Geißerfäden.

Er ging mit ihm weg.

Schon nach wenigen Schritten hatten sie den Muldenrand erreicht und kletterten ihn hoch. Johnny spürte den harten Griff der Pranken. Er wußte, daß er sich aus eigener Kraft nicht mehr befreien konnte und bekam eine fürchterliche Angst.

Er wollte zu seinen Eltern, versuchte zu sprechen, nach ihnen zu schreien, aber die krächzenden Laute, die er ausstieß, verklangen in

der Düsternis des Waldes.

Niemand war da, der ihm helfen konnte.

Und so ging die Bestie mit ihrer Beute tiefer in den Wald, der ihr gehörte, schon immer gehört hatte, all die Jahre, wo sie hier ihre Opfer fand. Sie bahnte sich ihren Weg. Mit wuchtigen Tritten zerstörte sie das Unterholz. Es machte ihr auch nichts aus, durch Brombeersträucher zu gehen.

Eine düstere Alptraumgestalt, mit einem Opfer auf den Armen, das der Joker in seinem Spiel werden würde. Von Fenris waren die Befehle gekommen. Er wußte genau, was er zu tun hatte. Um eine Wölfin ging es, aber der Junge, das Kind, sollte den Weg zu ihr bereiten. Vielleicht hat es der Herrgott gerade mit Kindern besser gemeint und einen seelischen Schutzschild bei ihnen verstärkt, denn bei Johnny flaute die schreckliche Panik ab, je mehr Zeit verging und je tiefer sie in den Wald hineinschritten.

Zweige und Blätter streiften ihn. Manche waren naß und blieben fast kleben. Auch peitschten sie gegen sein Gesicht, und wenn die Bestie wieder durch stacheliges Brombeergestrüpp schritt, drehte Johnny sein Gesicht zur Seite und tauchte es ein ins Fell.

Dann nahm er den Geruch wahr.

Der Pelz roch nach alter Erde, nach Moder und Verwesung. Auch nach Tod und Friedhof, als wäre die Gestalt schon uralt. Der Junge merkte kaum, daß die Bestie nicht mehr weiterging. Erst als er von den Armen rutschte, wurde ihm dies bewußt. Zitternd blieb er stehen und mußte von seinem Entführer festgehalten werden, sonst wäre er zusammengebrochen.

Mitten im tiefen Wald lag eine kleine Liahtung. Zur einen Seite hin wurde sie von dichtem Unterholz versperrt, durch das sich wohl niemand wühlen konnte, bis auf den Werwolf.

Der bückte sich und schleuderte mit seinen Pranken Reisig und dornen bewehrte Zweige zur Seite.

Starr und noch immer fassungslos schaute Johnny zu. Obwohl ihm die Bestie ihren breiten Rücken zudrehte, kam ihm nicht einmal der Gedanke zur Flucht. Er würde ihr nicht entgehen können, das stand fest. Aber er sah genau, was der Werwolf durch seine Aktivitäten freigelegt hatte.

Den Eingang einer Höhle!

Dunkel, düster und drohend. Was in oder hinter ihm lag, konnte Johnny nicht erkennen, doch als ihn die Bestie anstarrte, wußte er, was sie mit ihm vorhatte. Einen Schritt ging er zurück. Der Arm war schneller.

Johnny spürte die Pranke an seiner Hüfte, wo sie eisern festhielt, so daß er sich nicht mehr wehren konnte. Wieder war es die Angst, die in ihm hochsprang. Er versteifte sich, wurde herangeholt, hochgehoben und über dem schrägen Loch nach unten gedrückt.

Johnny Conolly fiel. Er schlug mit den Hacken zuerst auf und rutschte die schiefe Ebene hinab, bis er Widerstand spürte und auch etwas knacken hörte.

Er sackte zusammen. Der Ruf nach seiner Mutter drang automatisch über seine Lippen, und als er in die Höhe schaute, verdunkelte das schreckliche Gesicht der Bestie das Rund des Höhleneingangs. Dort lauerte sie...

Johnny legte beide Handflächen nebeneinander. »Bitte«, flüsterte er.

»Bitte, laß mich frei...«

Diesmal bekam er eine Reaktion. Es war ein gefährliches Knurren, und die gelben Augen schienen noch stärker zu leuchten, bevor sich das Untier mit kratzenden Geräuschen zurückzog und Johnny allein ließ. Er stand in der Höhle, durch deren Eingang schwaches Licht nach unten fiel.

Johnny schaute an sich herab.

Und plötzlich wußte er, was so geknackt hatte, als er den Grund

berührte. Es waren Knochen...

Fahlweiß schimmerten die Gebeine, mit denen der gesamte Höhlenboden ausgefüllt war. Hierher hatte der Werwolf die Reste geworfen, hier war sein Versteck, und Johnny hatte er ebenfalls in diese schaurige Umgebung geschafft.

Der Junge bekam fast etwas über sich. Wo er hintrat, er hörte nur dieses Knacken und lehnte sich schließlich an eine feuchte Wand, wo er seinen Tränen freien Lauf ließ.

Es war gut, daß er weinte. Er spürte die Kälte des Lehms am Rücken, und über die Haut an seinem Nacken krabbelten kleine Käfer, was er kaum registrierte.

Johnny fühlte sich so allein und verlassen wie nie zuvor in seinem Leben.

Es dauerte eine Weile, bis der Tränenfluß gestoppt war und er auch wieder klarer sehen konnte. Automatisch wischte er seine Augen trocken, blickte nach vorn, erkannte auch über sich die Höhlenöffnung und sah ebenfalls die Schräge, die hochführte. Sie kam ihm vor wie eine Röhre, durch die er vielleicht klettern konnte.

Der Junge dachte zunächst nicht weiter darüber nach, bis ihm abermals der Gedanke kam.

Ja, der Werwolf lauerte nicht mehr am Ausgang. Er sah den grauen Kreis sogar ziemlich deutlich, durch den er sich ins Freie schieben konnte und diese Idee in die Tat umsetzte.

Dabei hatte er Mühe, die ersten Schritte zu gehen. Er wankte, denn die zahlreichen Knochen unter seinen Füßen gaben ihm kaum Halt. Er hatte die Arme ausgestreckt, so konnte er besser das Gleichgewicht halten. Als die Schräge vor ihm erschien, ließ er sich nach vorn fallen und stützte sich ab.

So wartete er, hörte das Schaben der bleichen Gebeine und vernahm abermals ein splitterndes Geräusch, als unter ihm wieder etwas durch den Druck zerplatze.

Er mußte weg!

Und Johnny versuchte es.

Es würde nicht leicht werden, den schrägen Tunnel in die Höhe zu klettern. Die Erde war glatt und auch feucht. Nirgendwo wuchsen Wurzeln aus den Rändern, an denen er sich auf seinem Weg zum Ziel hätte festklammern können.

Dennoch gab er nicht auf. Johnny schlug seine Fingernägel in den Lehm, er wollte so einen besseren Halt bekommen, rutschte wieder ab, begann von vorn, keuchte, drehte sich, winkelte die Arme an und stemmte seine Ellenbogen rechts und links gegen die Wand. So klappte es besser.

Der Schweiß lief in Strömen über das Gesicht des Kindes. Manchmal konnte er nichts sehen, weil ihm das salzige Zeug auch in die Augen rann. Johnny aber biß die Zähne zusammen.

Zentimeter für Zentimeter schob er sich höher. Er hörte sich keuchen, schmeckte den salzigen Schweiß, wühlte sich weiter und rutschte nicht mehr zurück.

Die Öffnung kam näher!

Er sah sie bereits zum Greifen nahe vor sich. Nur noch wenige Fingerlängen mußte er sich hochschieben, um den Rand umfassen zu können, dann hatte er es hinter sich.

Und er schaffte es.

Mit der Rechten zuerst umklammerte er den Rand, stützte sich mit den Knien noch ab und versuchte, die Linke nachzuschieben. In diesem Augenblick schob sich der Schatten heran und verdunkelte die Öffnung.

Zuerst dachte Johnny an den Werwolf, dann an eine Hilfe von seinen Eltern.

Doch ein anderer war gekommen!

Nadine, die Wölfin!

Vor der Öffnung drehte sie sich, so daß sie in den Tunnel

hineinschauen konnte. Auch Johnny blickte in ihr Gesicht, sah die ihm bekannten Tierzüge, und es waren wieder einmal die Augen, die ihn schockierten. So tot, so anders und auch leer!

Sie öffnete das Maul. Sehr langsam geschah dies. Der Junge sah die Zähne und hatte den Eindruck, als wollten sie zubeißen. Das taten sie auch.

Johnny zuckte zurück, weil sie dicht vor seinem Gesicht zusammenschlugen, doch der Kopf drehte sich, und der Junge spürte den Biß wie schmerzhaftes Nadelstiche auf seinem Handrücken. Er mußte loslassen!

Seine rechte Hand rutschte ab, er selbst konnte das Gleichgewicht ebenfalls nicht halten und rutschte den gleichen Weg wieder zurück, den er gekommen war.

Dabei schrie er. Zuerst klang der Schrei noch hell, doch die stickige Dunkelheit der Höhle saugte ihn förmlich auf, so daß er zuletzt einen dumpfen Klang bekam. Johnny fiel zwischen die Gebeine. Und wieder hörte er das Krachen und Splittern, als die Knochen unter seinem Gewicht zusammenbrachen. Nichts konnte ihn mehr aufhalten. Er fiel hinein wie ein Schwimmer ins Wasser, schlug um sich, bekam das Gebein in die Hände und begann zu schreien.

Vom Höhlenrand aberschaute die Wölfin herab. Kalt und grausam. Als wäre sie eine völlig Fremde und nicht das Wesen, das Johnny stets vor Gefahren beschützt hatte...

Es wäre übertrieben gewesen, zu behaupten, daß es mir auch nur mittelprächtig ging, es war einfach eine bedrückte Stimmung, eine gewisse Hoffnungslosigkeit, die mich, wie auch die Conollys, überfallen hatte.

Ich war zu den beiden ins Zimmer gegangen. Bill und ich saßen uns gegenüber. Sheila lag auf dem Bett und starrte gegen die Decke. Es hatte lange gedauert, bis wir sie überzeugt hatten, daß uns die Hände

gebunden waren.

Ihr war nicht einmal die Hoffnung geblieben.

Im Gegensatz zu mir. Ich konnte es zwar nicht beweisen, aber ich wußte, daß ein Plan gefaßt worden war, in dem Johnny und Nadine die Hauptrollen spielten. Und daß dieser Plan erst in der Dunkelheit, wenn der Mond am Himmel stand, aufgehen würde.

Dabei spielte der Friedhof die zentrale Rolle. Dort würden wir das Finale erleben, und dort würden wir auch Johnny wiedertreffen, falls er noch lebte.

Und daran wollte ich einfach glauben!

Zeit verging. Wir hatten uns Mineralwasser hochkommen lassen. Im Raum herrschte eine stickige Luft. Die Sonne war weiter gewandert, aber noch wollte die Finsternis nicht kommen. Wir mußten abwarten. Irgendwann würde es soweit sein, auch Magie konnte den ewigen Kreislauf zwischen Tag und Nacht nicht unterbrechen. Bill und ich starrten dumpf auf die Tischplatte. Der Reporter schaute noch mehr zur Uhr als ich, und wir erschrakten beide, als Sheila nach langer Pause wieder eine Frage stellte.

»Ob Nadine ihm hilft?«

»Bestimmt«, erwiderte Bill.

Sheila lachte bitter auf. »Das kann sie doch nicht. Ihr Geist hat sich ja vom Körper gelöst. Die Wölfin ist das, was sie eigentlich immer sein sollte. Tier und Bestie.«

»So darfst du das nicht sehen.« Ich mischte mich in den Dialogmitten.

»Vielleicht bringt gerade diese Konstellation für Johnny die große Hilfe.«

»Wieso? Ich verstehe nicht...«

»Ganz einfach. Wenn aus einer Person zwei geworden sind, können die beiden auch unabhängig voneinander reagieren. Verstehst du?«

Sheila richtete sich auf. »Du meinst, daß sich der Geist gegen

seinen ehemaligen Gastkörper stellt?«

»So ungefähr.«

Sheila starrte mich an. Ihr Blick war dunkel, so fremd und so resignierend. Unter ihren Augen lagen Schatten, und sie hob die Schultern. »Nein, ich kann nicht glauben, daß es der Strohalm ist, an den wir uns klammern sollen.«

»An welchen dann?«

»Es gibt keinen.« Sie ließ sich wieder zurückfallen. Bleich, blaß, fast schon selbst wie eine Tote aussehend. Und so starrte sie auch gegen die Decke, dabei ihren trüben Gedanken nachhängend. Für Sheila schien es kaum mehr Hoffnung zu geben.

Bill erhob sich. Er ging zum Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus. Ohne sich umzudrehen, sprach er davon, daß es schon dunkler geworden wäre.

»Dann werden wir uns gleich auf den Weg machen.«

»Okay.«

»Und wenn Johnny sich nicht auf dem Friedhof befindet?« fragte Sheila. Verzweiflung klang in ihrer Stimme mit.

»Er wird dort sein. Oder er wird kommen, verlaß dich darauf. Die Gegenseite muß zu einem Ende kommen. Ihr geht es nicht in erster Linie um Johnny, sondern um die Wölfin Nadine.«

»John hat recht«, stand mir Bill bei. »Ich bin inzwischen auch zu dieser Überzeugung gelangt.«

Sheila saß auf der Bettkante. Sie schaute zu Boden, wo die Holzbohlen unregelmäßig hoch lagen. Mit einer müden Geste strich sie eine Haarsträhne aus der Stirn. Wahrscheinlich hatte sie dies überhaupt nicht bemerkt, es war nur mehr ein Reflex gewesen.

»Ich hätte die goldene Pistole mitnehmen sollen!« flüsterte Bill.

»Eine Beretta reicht auch.«

»Und was ist mit dir?«

Ich lächelte knapp. »Den Bumerang werde ich noch mitnehmen. Du

kannst ihn auch haben, wenn du willst.«

»Nein!« widersprach Sheila so heftig, daß wir beide sie erstaunt anschauten. »Gib ihn mir! Ich will ihn haben!« Sie stand ruckartig auf, ihr Gesicht zeigte einen entschlossenen Ausdruck. »Wenn Johnny nicht mehr lebt, werde ich den Bumerang einsetzen.« Sie streckte mir ihre Hand entgegen. »Darf ich ihn haben?«

Beide Conollys warteten auf meine Antwort. Wir konnten Sheila nicht abweisen. Sie würde mit uns gehen, deshalb nickte ich und erklärte:

»Okay, ich werde ihn dir geben.«

»Dann laßt uns endlich gehen!«

Sie war auch als erste an der Tür und zog sie auf. Vom Gang her hörten wir ihre Schritte durch die offenstehende Tür. Sie klangen schwerfällig, fast roboterhaft, und Bill warf mir einen besorgten Blick zu. »Ich habe auch Angst um sie, John.«

»Wir werden schon gemeinsam achtgeben.«

»Falls man uns die Zeit dazu läßt.«

Sheila erreichten wir außerhalb des Gasthofs. Sie stand neben dem Volvo. »Wie ist es, nehmen wir den Wagen?«

Ich öffnete die Heckklappe und warf Bill dann den Schlüssel zu. »Ja, es kann sein, daß wir jemanden verfolgen müssen.«

Den Einsatzkoffer hatte ich mitgenommen. Als ich den Deckel hochklappte, stach mir der Bumerang sofort ins Auge. Ich holte ihn hervor und drückte ihn Sheila in die rechte Hand. Sie umklammerte ihn hart. Selten hatte ich bei ihr einen so eisigen Zug um die Mundwinkel gesehen.

Eines stand fest.

Diese Frau war bereit, für ihr Kind zu kämpfen und durch die Hölle zu gehen!

Man hatte Johnny alleingelassen.

Weder Nadine noch der Werwolf waren erschienen, um nach ihm zu schauen. So stand er einsam zwischen den Gebeinen, schaute hin und wieder hoch zur Öffnung, sah das hellere Rund und manchmal auch das Filigran der Äste, das sich dort abzeichnete.

Seltsamerweise dachte er nicht mehr an den Tod. Johnny hatte einen Punkt erreicht, wo er abwarten wollte. Er war schmutzig. Der Dreck klebte an seiner Kleidung. Auch im Gesicht zeigten sich braune Spuren. Manchmal knackten die Gebeine unter ihm, wenn er sich bewegte oder sein Gewicht verlagerte.

Wenn dieses Geräusch erklang, durchzuckte es ihn jedesmal. Dann wurde er wieder in die Realität zurückgeholt, da war ihm plötzlich klargeworden, daß er in einer Höhle auf einem Knochenberg stand und darauf wartete, daß man ihn holte.

Aber wer würde ihn holen? Der unheimliche Werwolf oder seine ehemalige Freundin Nadine, die ja auch in der Nähe lauerte und abwartete.

Johnny wußte keine Antwort auf diese Frage. Raus mußte er, und er würde es auch noch einmal versuchen. Vielleicht hatten sich die Wölfe zurückgezogen, so daß er sie überraschen konnte.

Dazu kam es nicht mehr. Plötzlich verdunkelte sich die runde Öffnung. Der Schatten blieb, Johnny duckte sich unwillkürlich, als er sah, daß sich etwas bewegte und in die Öffnung hineintauchte.

Es war ein Arm!

Lang mit einer Krallen- und auch Fellbedeckung. So sah kein Menschenarm aus, der gehörte einem Werwolf. Und dem Jungen war auch klar, was der andere von ihm wollte.

Er sollte aus der Höhle klettern.

Noch zögerte Johnny. Er überlegte, ob es eine Falle sein konnte. Johnny traute nur noch seinen Eltern und seinem Onkel.

Der Werwolf gab ein Fauchen von sich. Es klang unwillig und auch wütend. Er wollte, daß sich der Junge bewegte. Sein Arm glitt

Johnny noch ein Stück entgegen. Die Pranke bewegte sich dabei, und auch die Krallen machten diese Bewegung mit.

Johnny Conolly sah keine andere Chance mehr. Er mußte sich voll und ganz auf den Werwolf verlassen und sich in dessen Gewalt begeben. Vielleicht lief es dann einmal anders, als er es sich vorgestellt hatte. Er brauchte ihn ja nicht zu töten. Bestimmt hatten seine Eltern und John inzwischen bemerkt, daß er sich nicht mehr im Gasthaus aufhielt. Sie würden ihn sicherlich suchen. Wenn er in der Höhle blieb, hatten sie keine Chance mehr, ihn zu finden. Also raus!

Nach wie vor war es schwer für ihn, sich auf den Knochen voranzubewegen. Bei jedem Knacken unter ihm zuckte er zusammen. Zwar hatte der Werwolf seinen Arm in die Röhre gestreckt, aber auch wenn Johnny sich auf die Zehenspitzen stellte, schaffte er es nicht, die Pranke des anderen zu erreichen.

Also mußte er wieder klettern und noch einmal versuchen, die glatte Wand zu überwinden.

Johnny versuchte es.

Einfach war es nicht. Wie schon beim erstenmal, er zitterte, als er den Kontakt mit der Pranke bekam. Sie hielt ihn plötzlich fest, der Griff schmerzte, so daß der Junge glaubte, seine Haut würde einreißen. Zum Glück schützte ihn der Ärmel des T-Shirts noch ein wenig. Er winkelte die Beine an, preßte seine Knie gegen den schrägen Boden und schob sich so weiter.

Jetzt griff auch die zweite Pranke zu. Diesmal erwischte sie seine Schulter und klammerte sich da fest.

Der Rest war ein Kinderspiel. Johnny kam sich vor, als würde er eine Rutsche hochgezogen, sein Kopf stieß durch die Öffnung, er holte tief Luft und roch wieder die Nähe des Werwolfs. Das Fell strömte auch weiterhin den widerlichen Geruch aus, diese Mischung aus Moder und fauligen Pflanzen.

Johnny lag auf dem Bauch. Der Werwolf hockte direkt neben ihm

und drehte den Jungen auf den Rücken. Unwillkürlich streckte Johnny beide Arme aus, aber die Bestie packte nicht zu, sie ließ ihn in Ruhe, und so schaute der Kleine gegen das Astwerk der Bäume und sah dahinter einen Himmel, der schon grauer geworden war.

Bestimmt war die Sonne bereits gesunken. Die Abenddämmerung würde nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Der Werwolf zog ihn hoch. Wie eine Puppe stellte er Johnny auf die Füße und hielt ihn fest.

Der Junge schaute sich um, aber er konnte Nadine nirgendwo entdecken.

Wenn sie sich überhaupt in der Nähe aufhielt, mußte sie sich versteckt haben.

Was würde geschehen?

Lange brauchte Johnny darüber nicht nachzudenken. Die Bestie griff zu und hob ihn an.

Der Junge erschrak, als er plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen spürte, herumgewuchtet wurde und über der Schulter der Bestie liegenblieb.

Da hing er nun wie ein lebloser Gegenstand. Wenn er die Augen öffnete, schaute er gegen den pelzigen, breiten Rücken der Bestie, die sich in Bewegung setzte, so daß Johnny bei jedem Schritt mitschaukelte. Der Weg führte durch den Wald.

Johnny kannte das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein. So ähnlich wie eine Geiß kam er sich auch vor. Im Märchen hatte der Wolf sie verspeisen wollen, was würde er mit ihm anstellen? Darüber nachdenken wollte Johnny nicht. Zudem wurde er von den schaukelnden Schrittbewegungen des Werwolfs abgelenkt, und auch die Zweige und Äste berührten hin und wieder seinen Körper oder schlugen sogar in sein Gesicht.

Man schaffte ihn durch den Wald. Über einen Boden, der sich wellte, zwischen Bäumen, die anfangen zu tanzen, als würden sie von

einem unsichtbaren Dirigenten bewegt.

Die Welt bestand für Johnny nur mehr aus Schatten und grauen Flecken, wenn er ein Stück der Helligkeit mitbekam, die auch immer stärker abnahm und allmählich der Dämmerung Platz schuf.

Es kam die Zeit, da hatten sie den Wald verlassen. Johnny merkte es erst, als sich der Werwolf zur Seite neigte, so daß der Junge von dessen Schulter rutschte.

Als er mit beiden Füßen den Boden erreichte, knickte er zusammen und sank in das hohe, weiche Gras.

Der Werwolf ließ ihn liegen. Er kümmerte sich überhaupt nicht um ihn, ging zwei Schritte weiter und schaute nach vorn, irgendeinem Ziel entgegen.

Johnny blieb zunächst einmal liegen. Er war froh darüber, nicht mehr geschleppt zu werden. Sein Blick traf den freien Himmel. Keine Baumäste versperrten mehr die Sicht, und das sagte ihm, daß sie den Wald endgültig verlassen hatten.

Die Bestie stand nicht weit entfernt. Sie drehte Johnny den Rücken zu und sah in eine bestimmte Richtung.

Der Junge erhob sich. Das Gras raschelte bei seinen Bewegungen, er konnte es leider nicht vermeiden. Auch er wollte sehen, wo ihn die Bestie hingeschafft hatte.

Sie standen etwas erhöht, auf einer Hügelkuppe. Von dieser Stelle aus konnten sie einen weiten Blick über das Land werfen. Am Himmel waren die grauen Schatten sehr lang und breit geworden. Zu einer Wand hatten sie sich verdichtet, die langsam näher kam und vom Wind getrieben zu werden schien. Darunter lag das Land.

Waldreich, hügelig, nur zum Meer hin flach werdend. Dazwischen lag die Ortschaft.

Es brannten bereits einige Lichter. Keine großen Reklameleuchten, in den Häusern, hinter den Scheiben. Sie waren als blasse Flecken zu erkennen. Zwischen den Häusern ballten sich bereits die Schatten.

Johnny stand oberhalb von Trevarrick. Er suchte das Gasthaus, wo er mit seinen Eltern und John Sinclair abgestiegen war, aber es war bereits zu dunkel.

Der Werwolf drehte sich um.

Johnny hatte das Rascheln vernommen, blieb starr stehen und schaute zu.

Unheimlich sah das Tier aus. In diesem Licht wirkten seine Augen noch kälter und mörderischer. Halb offen stand das Maul. Die Fangzähne gleißten wie gelb angestrichen, und die Schnauze erschien ihm wie ein feuchtes Loch.

Johnny ging zurück, als die Bestie die Pranke anhub. Es sah so aus, als wollte sie den Jungen mit einem Schlag vernichten, und in dem Kind schoß die Panik hoch.

Er lief zurück, seine Hacken berührten Bodenwellen, über die er auch stolperte. Er fiel auf den Rücken.

Dann war der Werwolf über ihm.

Johnny schrie. Der Schrei war dünn, ängstlich, wurde von niemandem gehört, dafür von der harten Pranke des Werwolfs gestoppt, die sich auf Johnnys Mund legte.

Diese furchterliche Angst, die er schon beim ersten Kontakt mit der Bestie gespürt hatte, flammte wieder in ihm hoch, aber der Werwolf tötete ihn nicht. Er hob den Jungen nur an und schleuderte ihn über seine Schulter.

Das Knurren empfand Johnny als eine Warnung. Er hielt lieber den Mund und gab keinen Kommentar mehr von sich. Der Junge hatte in der letzten Zeit ein gewisses Gespür dafür bekommen, daß etwas bevorstand. Es ging jetzt dem Finale entgegen. Die Bestie lief mit räum greifen den Schritten. Manchmal sprang sie auch über Hindernisse hinweg. Johnny wurde durchgeschüttelt. Hin und wieder schrie er auf, wenn der Stoß besonders hart war. Ihm wurde auch übel, aber er konnte sich noch zusammenreißen.

Mit seiner menschlichen Beute auf der Schulter eilte die Bestie den weiten Hang hinab und in die Schatten der Dämmerung hinein. Obwohl auf dem Hang kein Wald mehr wuchs, gab es genügend Deckung für ihn, denn die wild wuchernden Sträucher überragten ihn oftmals. Nur allmählich wurde er langsamer. Johnny merkte es daran, daß er längst nicht mehr so durchgeschüttelt wurde wie zuvor. Die Schritte der Bestie wurden kürzer, sie nahmen das normale Lauftempo an, dann blieb sie plötzlich stehen.

Fast wütend schleuderte sie Johnny von der Schulter, hielt den Jungen aber fest, der sonst in die Knie gebrochen wäre.

So warteten sie.

Johnny nahm erst nach einiger Zeit die Umgebung wieder richtig auf. Er fühlte sich schlecht. Die Angst drückte vom Magen her in die Höhe. Sein Gesicht klebte, und auch der Wind brachte so gut wie keine Kühlung. Vor ihnen lag zwar kein Waldstück, aber doch eine dunkle Insel. Nicht weit entfernt befand sich ein hoher Baum. Er ragte wie ein Hindernis aus dem flachen Gelände hoch.

Und ein Hindernis war er auch für das Auto gewesen, das frontal dagegengerast war.

Da sich auch in den folgenden Minuten nichts tat, war der Werwolf es leid. Seine Pranke umklammerte Johnnys Arm, und erzog den Jungen einfach weiter.

Dessen Füße schleiften durch hohes Gras. Sie gingen zwar geradeaus, bekamen aber einen Drall nach links und näherten sich der einen Grenze dieser dunklen Insel. Johnny sah zwischen den Bäumen die langen Stäbe schimmern. Das mußte ein Gitter sein. An ihm gingen sie entlang, bis zu seinem Ende und bogen dann um die Ecke.

Plötzlich standen sie vor einem Tor. Es bestand ebenfalls aus Gitterstäben. Johnny konnte durch die Lücken schauen. Er sah auch, was dahinter lag und bekam einen trockenen Hals, als er die

typischen »Figuren« sah, die aus dem dunklen Boden etwas heller hervorragten. Es waren Grabsteine!

Und Johnny wußte nun auch, daß er sich an einem Friedhof befand. Hatten seine Eltern nicht über einen Friedhof mit Onkel John gesprochen?

Nicht nur das, er selbst hatte durch Nadines Stimme die Nachricht bekommen, daß ein Friedhof und auch ein Grab eine Rolle spielen würde. Sogar eine entscheidende.

Alles traf zu...

Johnny schluckte. Die Angst schlich wieder heran. Er hatte jetzt Zeit, konnte überlegen und wurde durch nichts anderes mehr abgelenkt. Es war wie ein würgendes Gift, das ihm den Atem raubte. Er schielte nach links, wo die Bestie stand.

Sie hatte ihren fellbedeckten Oberkörper vorgebeugt und auch den Kopf vorgestreckt, als wollte sie in den Friedhof hineinriechen und dort etwas wittern.

Worauf wartete sie?

Manchmal wurde der Druck seiner Pranke auf Johnnys Schultern sehr hart. Wohl immer dann, wenn ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf schoß. Aber konnten Werwölfe denken?

Durch den Arm der Bestie lief ein Zucken. Es war gleichzeitig ein Zeichen für den Werwolf, sich in Bewegung zu setzen, und wieder schleifte, er Johnny mit.

Das Ziel stand fest.

Es war das Friedhofstor, und mit der freien Pranke packte der Werwolf zu, zerrte an einem Gitterstab und öffnete das Tor so weit, damit sie hindurchgehen konnten.

Zusammen mit der Bestie betrat Johnny den alten Friedhof. Auch als Kind hatte er ein gewisses Gespür entwickelt. Es kam ihm vor, als hätten sie eine andere Welt hinter sich gelassen und eine neue betreten, die man als unheimlich und auch als dumpf bezeichnen

konnte. Auf diesem Gelände waren die Schatten düsterer und länger. Sie stammten auch von den Grabsteinen, die aus der Erde stachen und Hindernisse bildeten.

Der Boden war weich, mit Gras bewachsen und an einigen Stellen auch mit altem Laub bedeckt, durch das der Werwolf und Johnny ihre Schritte zogen und sie das geheimnisvolle Rascheln hörten.

Die Angst des Jungen war nicht nur geblieben, sie war sogar noch gestiegen. In seinem Kopf hatte sie sich festgesetzt als großer Druck hinter der Stirn und als Beklemmung in seiner Brust. Er sah auch, daß sich der Werwolf manchmal nicht sehr wohl fühlte, denn er sah zu, nicht zu nahe an die Grabkreuze heranzukommen. Er bog schon bald in eine andere Richtung ab, um in den Teil des Friedhofs zu gelangen, wo die Schatten am dunkelsten waren und dicke, fast schwarzblaue Inseln zwischen den Sträuchern gebildet hatten.

Er ließ es zu, daß sich der Junge umschaute. Sosehr sich Johnny auch anstrengte, er sah keine Hilfe. Dafür wurde er auf den düstersten und ältesten Teil des Totenackers gezerrt, wo das Grab lag, von dem Johnny bereits wußte.

Sie blieben davor stehen.

Johnny sagte nichts, auch der Werwolf gab keinen Laut von sich, aber es war zu erkennen, daß sich der Junge fürchtete, denn über seinen Körper rann ein Schauer. Wenn er tief einatmete, spürte er ebenfalls den Druck. Seine Augen brannten, er wollte das Grab nicht sehen, aber er mußte einfach hinschauen und erkannte, daß der lehmige Boden innerhalb des Rechtecks aufgewühlt war, als wäre jemand aus der Tiefe des Grabes an die Oberfläche geklettert. Johnny schwitzte und fror gleichzeitig. Seine Sinne waren gespannt. Er lauschte auch in die Umgebung hinein, hörte hin und wieder das Rascheln der Blätter, wenn sie vom Wind bewegt wurden, und vernahm auch ein anderes Geräusch.

Ein leises Tappen, das sich mit dem Rascheln der Blätter

vermischte. Da kam jemand...

Johnny fror plötzlich, als er das Geräusch hörte und auch darüber nachdachte.

Er drehte den Kopf. Der Werwolf hatte aufgepaßt. Seine Pranke drückte er hart auf die Haare des Jungen, so daß dieser nur in eine Richtung blicken konnte.

Aus ihr hörte er die Geräusche.

Hinter dem Grab, nicht weit von der Gittergrenze des Friedhofs entfernt, wuchsen die Büsche sehr dicht zusammen, so daß sie eine düstere Insel bildeten.

Genau dort bewegte sich etwas...

Da kam ein Schatten!

Nicht sehr hoch, etwas größer als ein Hund. Johnny verkrampfte sich, als er den Besucher erkannte. Es war Nadine, die Wölfin... Der Junge hatte ihren Namen rufen wollen. Er lag ihm schon auf der Zunge, als er feststellte, daß Nadine von ihm überhaupt keine Notiz zu nehmen schien. Sie hatte die obere Grenze des Grabs kaum erreicht, als sie stehenblieb und sich hinhockte. Langsam hob sie den Kopf, weil sie den Werwolf und auch den Jungen anschauen wollte. Dabei öffnete sie das Maul. Johnny sah das Gebiß, das Schimmern der hellen Fangzähne und hatte wieder Angst.

Er konnte sich plötzlich vorstellen, daß es Nadine nichts mehr ausmachen würde, die Zähne in seinen Hals zu schlagen, um ihn zu töten.

Johnny begann zu zittern, aber Nadine sprang nicht auf ihn zu. Aus ihrem Rachen drang nur mehr ein leises, unheimlich klingendes Heulen, das wie ein schauriger Glockenklang über den Friedhof wehte und schließlich verhallte.

Dann schloß sie das Maul wieder, ließ ihren Blick aber unverwandt auf Johnny ruhen.

Leere Augen, kein Gefühl mehr, keine menschliche Wärme, nicht

einmal den raubtierhaften Ausdruck.

Noch immer lag die Pranke des Werwolfes auf Johnnys Kopf. Plötzlich aber löste sie sich. Der Junge konnte es kaum fassen, daß die Bestie zur Seite trat und von ihm wegging.

Was hatte sie vor?

Johnny schaute sich um. Viel sah er nicht. Die Dämmerung war mittlerweile so weit fortgeschritten, daß man schon von einer Dunkelheit sprechen konnte.

Ein Geräusch unterbrach seinen Gedankengang. Es war ein heiser klingendes Knurren, das sich zudem noch gefährlich anhörte. Nicht der Werwolf hatte es ausgestoßen, sondern die Wölfin Nadine, die einmal seine Beschützerin gewesen war.

Johnny schaute sie an.

Nadine hockte nicht mehr im hohen Gras. Sie hatte sich aufgestellt. Ihre Flanken zitterten. Ein Zeichen, daß auch sie erregt war. Und ihre Augen wirkten jetzt kalt, böse und tödlich!

Jawohl, tödlich. So jung das Kind noch war, es hatte viel gelernt, und es wußte den Ausdruck auch richtig zu deuten. Nadine plante etwas. Einen Mord!

Den Mord an ihm!

Johnny wußte es genau, aber er konnte es nicht fassen. Er dachte daran, was er und die Wölfin miteinander erlebt hatten. Beide waren sie wie Bruder und Schwester gewesen. Sie hatte ihn immer beschützt. Niemand war an den Jungen herangekommen, solange sich Nadine in seiner Nähe befand und ein Auge auf ihn warf.

Und jetzt war alles anders.

Da wollte sie ihn töten!

Nadine stand ihm gegenüber. Die Grablänge trennte sie. Das Fell der Wölfin war gestäubt, noch immer stand das Maul offen, und das leise Knurren klang gefährlich.

Johnnys Mundwinkel zuckten. Es sah so aus, als wollte er im

nächsten Augenblick anfangen zu weinen.

Er wußte auch, wie schnell Nadine war. Weglaufen konnte er nicht vor ihr.

Der in der Nähe stehende Werwolf stieß einen Laut aus, in dem sich Jammern und Heulen vermischten. Es war so etwas wie ein Startzeichen, das Nadine auch verstand.

Sie sprang!

Mit einem Satz setzte sie über das Grab hinweg, und sie hätte Johnny auch immer erwischt, aber in diesem Augenblick wuchs der Junge über sich selbst hinaus. Wie er wegkam, wußte er selbst nicht zu sagen. Vielleicht war es nur ein Reflex, vielleicht auch nicht. Jedenfalls warf er sich nach rechts, und Nadine landete dort, wo Johnny noch vor einer Sekunde gestanden hatte. Der Junge rannte bereits. Er wollte verschwinden, sich irgendwo verstecken, aber außerhalb des Friedhofs, denn den Weg zum Tor hatte er sich genau gemerkt. Als er lief, setzte sich auch Nadine in Bewegung. Sie war wütend. Auf der Stelle drehte sie sich und wühlte dabei die Erde auf. Johnny lief, so schnell er konnte. Es war nicht einfach, sich auf dem unebenen Boden zu bewegen. Dieser Flecken des Totenackers wurde nicht mehr gepflegt, das Gras hatte hoch wachsen können und wurde für einen Läufer an einigen Stellen zu einem Hindernis.

Der Junge bewegte nicht nur seine Beine, auch die Arme schlenkerte er, so daß er sich bei höher wachsenden Hindernissen freie Bahn verschaffen konnte.

Die Angst war vorhanden, sie mobilisierte Kräfte in seinem kleinen Körper. Er hörte sein Keuchen, aber auch die harten und gleichzeitig dumpfen Geräusche der Pfoten, wenn die Wölfin nach ihren Sprüngen aufsetzte.

Sie nahmen an Lautstärke zu. Ein Beweis, daß die Wölfin aufholte. Aber der Junge rannte weiter. Er hatte einen Zickzack-Kurs eingeschlagen, die Grabsteine tanzten oft genug vor seinen Augen, er

selbst kam sich vor, als würde er über eine lange, wogende Düning rennen und wunderte sich, daß er noch nicht gestolpert war.

Das änderte sich.

Es waren die Bodendecker, Efeuranken, die auf einem alten Grab wuchsen, über das er rennen wollte, doch als er in die Ranken trat, bekam er den Fuß nicht mehr richtig hoch.

Der Schwung war auch zu groß. Ohne daß Johnny etwas dagegen unternehmen konnte, wurde er nach vorn geschleudert, haarscharf an einem alten Grabstein vorbei, aber in ein dichtes Buschwerk hineinsegelnd, das ihn mit seinen Zweigen wie Arme umfing. Johnny krachte hinein. Er schrie. Etwas stach in sein Gesicht. Dornen kratzten über die Haut, zerfetzten auch an einigen Stellen das T-Shirt, rissen kleinere Wunden, und als sich der Junge hervorwühlen wollte, drückte er sich nur noch tiefer hinein.

Die Wölfin war da. Er hörte rechts neben sich das Krachen, als sie landete und spürte plötzlich etwas Warmes, auch Feuchtes über die Haut im Nacken streifen.

Der Atem des Tieres!

Johnny war klar, daß er Nadine nicht mehr entkommen konnte. Sie würde zu einer Mörderin werden — und sie biß zu!

Johnny schrie vor Panik, brachte aber nur dumpfe Laute hervor, weil sein Kopf durch den Druck einer Pfote gleichzeitig nach vorn gepreßt wurde.

Harte, kräftige Zähne hatten zugepackt, aber nicht seinen Hals durchbissen, sondern sich im Stoff verhakt, nahe des Hosengürtels. Die Wölfin setzte ihre Kraft ein. Sie zerrte und riß, denn sie wollte Johnny aus dem Gebüsch hervorholen.

Das Gesicht des Jungen war zu einer Fratze der Angst verzerrt. Es gelang ihm, seine Arme auszustrecken und sich an den vor ihm wachsenden Buschzweigen festzuhalten, die sich ihm durch den Druck der zerrenden Wölfin entgegenbogen und schließlich mit

knackenden Geräuschen brachen. Er rutschte jetzt über den Boden weiter und hatte nichts mehr, woran er sich hätte festklammern können. Nadine war stärker.

Sie zerrte ihr Opfer auch über das mit Efeu bedeckte Grab hinweg, danach durch das Gras und schaffte ihn fast die gesamte Strecke zurück, die der Junge gelaufen war.

Johnny merkte kaum, daß sie ihn losließ und er plötzlich liegenblieb. Erschöpft, weinend und schreckliche Ängste ausstehend. Er spürte ihre Pfoten auf seinem Rücken wie ein Trommelfeuer, als sie mehrere Male dagegen hämmerte. Irgend etwas hatte sie mit ihm vor. Nadine schob auch ihre Pfoten unter seinen Körper, setzte Kraft ein und schaffte es.

Johnny wurde auf den Rücken gedreht.

Starr blieb er liegen.

Der Schatten fiel über ihn. Er zeichnete die Umrisse der Wölfin genau nach, und plötzlich wurde aus dem Schatten die Gestalt des Tieres mit dem weit aufgerissenen Maul, aus dem der heiße, feuchte Atem strömte, der in das Gesicht des Jungen fuhr.

Geifer rann aus dem Maul hervor und klatschte gegen seine Stirn. Nie hatte Johnny ein solches Augenpaar gesehen und auch nie ein so weit aufgerissenes Maul, das sich ihm näherte, so daß die Zähne plötzlich die straffe Haut unter seiner Kehle berührten. Es würde ein tödlicher Biß werden, denn wer sollte die Wölfin noch aufhalten...?

Ich fuhr, Bill saß neben mir, Sheila hatte auf der Rückbank ihren Platz gefunden.

Das Gesicht meines Freundes war starr. Manchmal zuckten seine Augenbrauen und bewegten sich oberhalb der Nasenwurzel aufeinander zu. Dann bekam das Gesicht einen finsternen Ausdruck, der von Wut, Haß und auch Rachegelüsten sprach.

Wenn ich in den Innenspiegel schaute, erhaschte ich manchmal

einen Blick auf Sheila, die unbeweglich saß und den Kopf leicht gesenkt hielt. Ich wußte, daß sie auf ihrem Schoß den silbernen Bumerang liegen hatte und ihn ständig anstarrte. Sie würde ihn einsetzen, daran ging kein Weg vorbei. Bei ihr war ein Punkt erreicht, wo Menschlichkeit nicht mehr zählte. Man hatte ihr das Kind genommen. Da reagiert wohl jede Mutter extrem.

Innerlich hatte ich beschlossen, auf Sheila achtzugeben. Sie durfte sich nicht zu sehr in ihre Rachegeanken einweben lassen. Ich blickte zum Himmel. Er war schon dunkler geworden, die Abenddämmerung hatte vom Tag Besitz ergriffen und würde selbst bald von der Nacht abgelöst werden.

In Trevarrick hatte man die ersten Lichter eingeschaltet. Auch beim Pfarrhaus, das wir in einer gewissen Entfernung passiert hatten, ohne allerdings Alfons Kidder Bescheid zu geben. Er wäre nur zu einem Hindernis geworden.

Ich wußte, wo der Friedhof lag und schlug die Richtung ein. Noch rollten wir auf einem Weg weiter, später würden wir wohl mit dem Volvo über das Land schaukeln.

Die hellen Scheinwerferstrahlen stachen wie zwei lange Arme in die Finsternis. Sie glitten über den Boden, streiften Büsche, die sie in ein gespenstisches Licht tauchten, so daß die Gewächse fast ein Eigenleben bekamen.

Ein einsamer Radfahrer kam uns entgegen. Er fuhr ohne Licht und tauchte plötzlich an der anderen Seite des schmalen Weges auf. Er fuhr fast in den Graben, als, wir ihn passierten.

Dann hielt uns wieder die Dämmerung umfangen.

»Fahr nicht zu weit«, sagte Bill. Er hatte die Seitenscheibe runtergelassen und lauschte in den anbrechenden Abend hinein. Werwölfe sind oft genug nicht zu sehen, aber zu hören. Ihr klagendes Heulen hallt dann schaurig durch die Nacht.

Allmählich kristallisierte sich auch der Mond aus dem Grau der

Wolken hervor.

Rund, wie mit einem Zirkel gezeichnet, stand er am Himmel, und vor ihm trieben die dünnen Schleier der Wolken. Ein fahriger Dunst, vom Wind bewegt und geisterhaft aussehend.

Auch mir saß die Angst um Johnny wie ein Stein im Magen. Ich atmete flach und nur durch die Nase. Dabei suchte ich nach einer Stelle, um links abbiegen zu können. Sicherlich gab es einen direkten Weg zum alten Friedhof, doch wir hatten keinen fragen wollen, um nicht noch Unruhe zu stiften.

Ich brauchte nicht über den Straßengraben zu fahren, denn ein Damm tauchte auf, hinter dem eine Wiese lag, über die wir anschließend rollten. Der Volvo-Kombi begann zu tanzen, aber es machte ihm nichts, dieser Wagen war stabil gebaut.

Es gibt Momente, in denen man Glück braucht. Das hatten wir in diesem Fall, denn plötzlich erschien im Licht der Scheinwerfer ein schmaler, grauer Streifen.

»Das ist der Weg zum Friedhof!« sagte Bill.

»Sicher.«

Auch Sheila hatte die Worte vernommen. Sie hob den Kopf, rückte etwas vor und schaute durch die Lücke zwischen unseren Schultergelenken.

»Sind wir gleich da?«

»Ja!« Bill hatte die Antwort gegeben. Er hob einen Arm und streichelte über Sheilas Wange, doch die Frau rührte sich nicht. Sie war innerlich zu einem Eisblock geworden.

So hatte ich sie noch nie erlebt.

Dann aber schrak sie zusammen. »John, Bill!« zischte sie scharf.
»Das Geräusch!«

»Welches?«

»Halte an!«

Ich tat ihr den Gefallen und stellte den Motor aus. Stille umgab uns.

Wir fühlten uns plötzlich sehr einsam. Auch ich drehte die Scheibe an meiner Seite nach unten.

»Es war ein Heulen!« flüsterte Sheila. »Ich habe es genau gehört. Es muß vom Friedhof gekommen sein. Die Wölfe sind bereits da. Johnny wahrscheinlich auch.« Ihre Stimme wurde schriller. Sie stieß mich an.

»John, fahr weiter. Schneller. Wir müssen uns beeilen. Vielleicht...«

Ich fuhr nicht. Statt dessen löschte ich die Scheinwerfer und hörte Sheila hinter mir scharf atmen. Wie sie meinen Namen aussprach, konnte man vor ihr Angst bekommen.

Auch Bill regte sich auf. »Verdammt, was tust du da? Wir müssen hin und Johnny...«

»Schaut nach vorn!«

Das taten sie. »Na und? Was ist da schon? Dunkelheit, Sträucher, Gras, Erde...«

»Und Nadine Berger!«

Ich hatte die drei Worte sehr ruhig ausgesprochen, aber meine Freunde zuckten zusammen. Sie waren plötzlich ruhig geworden. Im Fond beugte sich Sheila noch weiter vor, und sie war es auch, die sagte: »Mein Gott, John hat recht. Aber das ist nicht die Wölfin...«

Die war es auch nicht, sondern die geisterhafte Gestalt der schönen Filmschauspielerin Nadine...

Wie damals, dachte ich, wie damals!

Ich blieb hinter dem Steuer hocken, hielt das Lenkrad krampfhaft fest und konnte meine Augen nicht abwenden. Den Conollys erging es ebenso. Nur Sheila sprach ihre schlimmen Gedanken aus. »Ist sie gekommen, um uns Johnnys Tod mitzuteilen?«

Keiner gab ihr eine Antwort. Wir alle waren einfach von diesem Anblick zu sehr gefangengenommen.

Es war kein Körper, sondern ein Geist, auch wenn er die Umrisse eines Körpers besaß. Der Kopf, die langen Haare, die Arme, die Beine, das Gesicht, all das sahen wir in einer gespensterhaften Bleichheit, nur das Haar schimmerte noch in einem leichten, rötlichen Ton, als würden kleine Flammen darüber hinweghuschen.

Das war genau die Nadine, wie ich sie schon einmal in der Urzeit gesehen hatte.

Nichts hatte sich verändert. Ich konzentrierte mich dabei auf das Gesicht, um den Ausdruck erkennen zu können. Aus ihm hätte ich lesen oder erraten können, wie sie zu uns stand, aber die Entfernung war zu groß. Hinzu kam die Dämmerung, und ich tat das für mich einzig Richtige in dieser Situation.

Ich stieg aus.

»Was willst du?« fragte Bill.

»Laß mich«, gab ich flüsternd zurück, hörte noch, daß Sheila mit ihrem Mann redete, verstand aber nicht, was und sah auch nicht, daß Bill hinter das Lenkrad rutschte.

Ich ging auf Nadine zu!

Dabei wußte ich genau, daß mir dieser Geist, diese Gestalt die Lösung des Rätsels geben würde, wenn sie es schaffte, mit mir in Kontakt zu treten und mit mir zu sprechen.

Ich ging auf sie zu.

Das Gras war hoch und weich. Meine Sohlen schleiften hindurch. Ich trat es nieder, aber meine Blicke waren voll und ganz auf die Gestalt der Nadine konzentriert.

Sie war jetzt größer als ich. Für mich ein Beweis, daß sie keinen Kontakt mildem Boden hatte und über ihm schwebte.

Und sie wischte nicht zur Seite, als ich mich ihr näherte. Wahrscheinlich erwartete sie mich und hoffte darauf, daß ich sie ansprechen würde. Nicht gerade zum Greifen nahe, aber in einer guten Sprechdistanz blieb ich vor ihr stehen.

Wir schauten einander an.

Jeder versuchte im Gesicht des anderen zu lesen. Bei ihr war es nicht möglich, da sie als Geist oder Gespenst aus einem anderen Material bestand.

Aus Plasma, dem Seelenstoff, und so konnte ich fast durch ihr Gesicht sehen.

Die Augen hatten einen starren, leicht gläsernen Ausdruck bekommen. Wenn ich genau hinsah, erkannte ich sogar das Zucken der Mundwinkel, als würde es sie Überwindung kosten, überhaupt mit mir in Kontakt zu treten. Ein normales Sprechen war nicht möglich. Wenn es überhaupt zu einem Dialog kam, dann auf mentaler Ebene.

Ich machte den Anfang. Der Wind fuhr gegen meinen Rücken, und ich hoffte, daß er das Wort zu ihr tragen würde. »Nadine?« fragte ich sie leise.

Es kam eine Antwort.

Nicht gesprochen. Tatsächlich mental, nur in meinem Gehirn zu hören, ein gedankliches Sprechen, wie ich es auch bei dem Seher erlebte, wenn er mit mir Kontakt aufnahm.

›Ich wußte, daß du kommen würdest, John Sinclair. Ja, ich wußte es.<

»Es war dein Ruf?« Wieder hatte ich die Frage geflüstert.

›Sicher. Ich mußte mit Johnny in Kontakt treten, um euch erreichen zu können. Er hat es mir ermöglicht, denn er ist meine Bezugsperson. Ich wollte euch von der schrecklichen Gefahr berichten, die auf uns alle lauerte.<

»Was ist das für eine Gefahr?«

›Der Tod, John. Es ist der Tod.<

»Sollen wir getötet werden?«

›Später auch. Aber es geht um eine alte Rache und in erster Linie um mich. Fenris hat mich nicht vergessen. Er lauert im Hintergrund

und hat sich eines alten Dieners erinnert. Auf dem Friedhof hier lag er lange Zeit begraben. Es war der Friedhofswächter, und er hieß Dorian Asher. Die Menschen damals ahnten nicht, daß sie einen Werwolf lebendig begruben. So haben sie, ohne es zu wissen, die Saat des Bösen gelegt, die jetzt, viele Jahre später, ihre Früchte tragen wird.<

»Und du bist der Mittelpunkt?«

›Nicht nur ich. Auch der Junge. Ihn hat man in das Spiel mit hineingezogen. Ich war es, die zu ihm sprach und ihm von dem Grab erzählte.<

»Weshalb hast du das getan?«

›Weil sich Fenris bei mir meldete. Er nahm plötzlich Kontakt zu mir auf und erinnerte mich daran, daß ich auf der falschen Seite stünde. Zuerst wollte er noch Lupina mit ins Spiel bringen, aber Asher reichte ihm. Die Zeit der Rache war gekommen. Asher konnte sein Grab verlassen, und mich teilte er. Er schaffte es, meine Seele aus dem Körper zu holen. Es war eine schreckliche Qual, doch nur so konnte die Wölfin direkt unter seine Kontrolle gelangen und sich auch dem zuwenden, den sie einst immer beschützt hatte.<

»Johnny?«

›Ja, mein Freund, es ist Johnny. Er ist gelockt worden. Asher hat ihn verschleppt und schließlich zum Friedhof gebracht, wo sein Grab liegt. Dort wartete die Wölfin auf ihn. Und sie ist keine Mischung zwischen Mensch und Tier mehr. Sie hat keine menschlichen Augen, sie ist nur mehr ein Tier.<

In mir stieg allmählich die Verzweiflung hoch. »Weshalb will sie Johnny töten? Dieser Junge hat niemandem etwas getan. Er ist harmlos. Ich sehe da keinen Sinn.«

›Doch, es hat einen Sinn. Durch ihn oder mit ihm als Druckmittel kommt er an mich heran. Unsere Begegnung, John, wird so etwas wie ein Abschied. Es hat keinen neuen Anfang für mich gegeben. Ich bin

in den schrecklichen Kreis der Wolfsmagie hineingeraten. Du kannst nur noch eines tun. Meinen Körper töten...<

»Aber was ist mit deinem Geist? Du stehst vor mir? Soll der auch getötet werden?«

›Ja, er wird vielleicht vernichtet, denn ich weiß nicht, was Fenris mit mir vorhat. Er will mich bekommen, und das hat er wahrscheinlich auch geschafft. Wenn ich seinen Befehlen und Anordnungen nicht folge, wird Johnny es büßen müssen. Dann wird man ihn töten. Um den Jungen aber zu retten, werde ich meine Gestalt aufgeben, mein Zwitter-Dasein soll und kann nicht länger dauern. Ich hoffe, daß ich ihn retten kann, denn der Wolfskörper allein ist unberechenbar...< Sie hob den Arm. Es war wie ein Abschied, ein letztes Winken, dabei verzog sich das geisterhafte Gesicht, und ich glaubte, ein schmerzliches Lächeln darin lesen zu können.

Dann entschwand sie.

Ich hörte kein Geräusch, nichts. Kein Brausen, kein Luftzug streifte mich, Nadines Geist wurde eins mit der Natur und mit den Dingen, die uns Menschen unsichtbar umgeben.

Sprechen oder reagieren konnte ich nicht mehr. Ich stand da und starrte ins Leere. Noch einmal ließ ich mir ihre Worte durch den Kopf gehen. Sie hatte von einer Opferung gesprochen, um Johnny zu retten. Vielleicht zu retten...

Was konnten wir tun?

Ich mir schoß eine heiße Welle hoch. Für einen Moment faßte mich der Schwindel, aber ein nahezu brutal klingendes Geräusch riß mich wieder zurück in die Wirklichkeit.

Bill hatte den Volvo gestartet. Was in ihn gefahren war, wußte ich auch nicht. Wahrscheinlich trieb ihn die Sorge um seinen Sohn zu einer dermaßen überspitzten Reaktion.

Jedenfalls startete er so hart, daß die Reifen durchdrehten und Grasboden in die Höhe schleuderten.

Ich rief noch seinen Namen, doch mein Ruf ging unter im Motorgeräusch. Erst als sie an mir vorbeigefahren waren, schaltete er die Scheinwerfer an, so daß sich ein bleicher Lichtteppich vor die Stoßstange legte.

Sheila hatte gedrängt.

Immer wieder sprach sie auf ihren Mann ein, der erst nicht wollte und seinen Freund John beobachtete.

Der sprach mit dem Geist. Manchmal hörten Bill und Sheila Wortfetzen. Oft genug fiel auch der Name ihres gemeinsamen Sohnes. Dann zuckten beide zusammen.

»Wir müssen etwas tun, Bill!«

»Warte auf John!«

»Nein, es dauert mir zu lange. Er ist mir zu weich. Ich bin Johnnys Mutter, du bist sein Vater. Wir beide, die Eltern, müssen um das Kind kämpfen. John ist der Onkel. Er kann nicht die Beziehungen zu Johnny haben, wie wir sie besitzen. Begreifst du das?«

»Ja!«

»Dann fahr endlich. Es kommt auf jede Sekunde an. John reagiert auch nicht. Wer weiß, was ihm Nadine noch alles erzählt, um ihn von den eigentlichen Dingen abzulenken. Wem kannst du hier noch trauen, Bill? Wem? Sag es...«

»Sie ist weg!« flüsterte der Reporter.

»Nadine?«

»Ja...«

»Dann fahr!« Sheila knirschte den Befehl, und auch der Reporter zögerte nicht. Er drehte den Zündschlüssel. Augenblicklich sprang der Volvo an, bekam Gas, zuviel sogar, die Reifen drehten durch, dann aber schossen sie davon.

Sie huschten an Sinclair vorbei, sahen für einen Moment sein verblüfftes Gesicht und waren weg.

»Es wird John nicht gefallen«, sagte Bill.

Sheila schüttelte den Kopf. »Ist mir egal. Hier geht es um meinen Sohn. Dessen Leben will ich retten, und ich weiß, daß er sich in Gefahr befindet.«

»Sicher, Sheila, sicher.«

Es war ein Katzensprung bis zum Ziel. Zudem hatte Bill das Fernlicht eingeschaltet. Die breiten, hellen Streifen fanden ihr Ziel, den Buschsaum, der den Zaun des Friedhofs umgab.

Sie waren da!

Das Tor stand offen. Selbst seine rostigen Stäbe blitzten an einigen Stellen auf, als sie vom Licht des Scheinwerferpaars getroffen wurden. Es zeichnete aber auch hinter dem Tor einen hellen Streifen und übergieß die Gewächse mit einer gespenstischen Bleichheit. Sheila war noch schneller aus dem Wagen als Bill, der das Fernlicht brennen ließ.

Er rannte hinter seiner Frau her und holte sie erst am Tor ein, das Sheila mit ihrer rechten Schulter noch weiter aufdrückte. In der linken Hand hielt sie den Bumerang. Ihre Waffe, mit der sie das Grauen ein für allemal vernichten wollte.

Aus der blonden Frau war eine Löwin geworden, die um das Leben ihres Kindes kämpfte und dafür das ihre in die Waagschale werden wollte. Sie war schweißüberströmt. Das Gesicht von der Spannung und dem Willen gezeichnet, es endlich hinter sich zu bringen, und als sie den Friedhof betrat, schrie sie den Namen ihres Sohnes.

»Johnny, wo bist du...?«

Der Junge sah das weit geöffnete Maul über sich. Er spürte plötzlich die Zähne an seinem Hals wie kleine Nadeln, wartete zitternd und von Todesangst erfüllt auf den Biß, doch der kam nicht. Die Wölfin ließ sich Zeit! Weshalb?

Johnny stöhnte. Vor seinen Lippen zerplatzten Speichelbläschen.

Und plötzlich hörte er das Raunen oder ein leises Wehen, das jedoch zu einer Stimme wurde, die er und die Wölfin vernahmen. In seinem Hirn war sie zu hören, und sie befahl, nicht zu beißen. ›Laß ihn in Ruhe...‹

Die Wölfin zögerte. Ihre Schnauze zuckte, doch sie biß nicht zu.

›Geh von ihm weg. Ich bin hier...‹

Da erst reagierte das Tier. Johnny wußte nicht, wie ihm geschah. Auf einmal war der Druck verschwunden. Die Wölfin hatte den Kopf angehoben, stand neben ihm, schüttelte sich und drehte sich zur Seite, als habe sie jegliches Interesse an ihrem Opfer verloren. So war es auch.

Sie ging dorthin, wo sich das Grab befand. Und Johnny, noch immer unter Schock stehend, richtete sich auf. Da erkannte er Nadine. Nadine als Geist!

Sie schwebte über dem Grab. Ungefähr zwischen dem lauernden Werwolf und der normalen Wölfin. So befand sie sich gewissermaßen in einer Falle, da sie von zwei Seiten angegriffen werden konnte. Vielleicht hätte Johnny jetzt verschwinden können, doch er war einfach zu schwach, um sich zu erheben. Er saß im Gras, stützte sich ab und schaute zu.

Jedes Wort, das Nadine mit den anderen auf mentaler Ebene wechselte, wurde auch von ihm vernommen. Sie gab sich den anderen praktisch hin, um ihn zu retten.

›Hier bin ich. Jetzt könnt ihr eure Rache vollenden. Der Junge war Mittel zum Zweck. Nehmt mich...‹

Eine Antwort hörte Johnny nicht. Dafür sah er, wie sich der große Werwolf bewegte und mit einem Sprung über das aufgewühlte Grab hinwegsetzte. Kurz vor der geisterhaften Gestalt berührten seine Füße wieder den Boden, und so blieb er auch stehen, den Kopf nur leicht angehoben, bevor er sich abermals bewegte und in die Erscheinung hineinfafte, die sich aber nicht rührte.

›Nimm mich...‹

Im gleichen Augenblick erklang ein Lachen. Nicht als lautes akustisches Geräusch, nur der Junge hörte es in seinem Kopf aufklingen, und er sah, was passierte.

Der Werwolf zuckte zurück. Ein klagendes Geräusch drang aus seinem Maul, denn dem Lacher folgte eine Stimme, die an Nadine gerichtet war.

›Ich habe dich getrennt. Körper und Geist sind nicht mehr zusammen. Ich werde den Körper der Wölfin vor deinen Augen verbrennen. Den Geist aber, nämlich dich, nehme ich mit. Danach wird mein Diener dafür sorgen, daß die Überreste des Körpers in dieses Grab gelangen, das ich als deine letzte Ruhestätte ausgesucht habe. So hat sich ein großer Plan, der schon lange stand, endlich erfüllt.‹

›Und der Junge?‹

Das war wieder Nadines Stimme gewesen, die Johnny plötzlich hörte. Als es um ihn ging, begann die schlimme Angst wieder. Sie war auch begründet, als er die Antwort vernahm.

»Den Jungen werde ich Asher schenken. Er ist mein Diener, und er wird für mich die Stellung halten. Dieser Werwolf soll weiterleben und auch in Zukunft seine Opfer finden.«

Es war alles gesagt worden. Jetzt mußten Taten folgen. Johnny konnte sich nicht rühren. Die Angst hatte ihn gelähmt. Er wartete auf seinen Tod, denn der Werwolf drehte sich bereits zu ihm um und fixierte ihn aus seinen gelben Raubtieraugen.

Licht leuchtete in ihnen. Bleiches, kaltes Licht, das auch Johnny erreichte. Strahlten es tatsächlich die Augen ab? Nein, es kam von woanders her. Es hüllte Johnny ein, als würde der Schein einer Lampe auf ihn fallen.

Irgendwo hinter sich vernahm er Geräusche. Schritte auch, dann einen lauten Ruf.

»Johnny!«

Das war seine Mutter!

Und Johnny drehte den Kopf!

Genau diese Bewegung sah auch Sheila, als sie den Friedhof betrat. Sie hatte voller Rachedgedanken gesteckt, voller Kampfeswille, doch als ihr Sohn lebend im Gras hockte, war alles anders. Die plötzliche Erleichterung schwemmte die Gedanken an Kampf und Rache hinweg wie eine Woge aus Licht die Dunkelheit.

Sheila hätte sich gewünscht zu fliegen, um möglichst schnell bei Johnny zu sein.

Und so rannte sie auf ihn zu. Mit ausgebreiteten Armen, flatternden Haaren und immer wieder den Namen ihres Sohnes rufend. Sie warf sich auf ihn, drückte ihn zu Boden und wollte ihn mit ihrem Körper vor den Angriffen der Feinde schützen.

Sheila redete, weinte und lachte zugleich, aber darauf nahmen die Bestien keine Rücksicht.

Auch sie waren überrascht worden. Selbst Asher rührte sich nicht. Er stand am Grab, schaute auf den Geist der Wölfin, der sich plötzlich drehte und in Richtung Körper schwebte.

In diesem Augenblick war auch Bill Conolly da. Er hatte seine Beretta gezogen, vernahm das gefährliche Knurren und fuhr nach rechts herum, denn von dort sprang der Schatten auf ihn zu.

Nadine!

Bill hätte schießen können und sie auch aus dieser Distanz getroffen, er brachte es einfach nicht fertig, und weil er zu lange zögerte, erwischte ihn die Wölfin auch.

Zwar biß sie ihm nicht die Kehle auf, sie prallte jedoch mit ihrem Gewicht gegen seinen Brustkorb. Der Aufprall der Vorderpfoten bekam der Reporter wie Schläge mit, und er konnte die Wucht nicht mehr ausgleichen. Rücklings fiel er ins Gras. Wieder sprang die

Wölfin.

Schneller als seinen Arm brachte Bill Conolly die Beine hoch und ramnte sie vor.

Er hatte das Glück, den Körper an der Unterseite zu treffen. Zudem waren die Stöße auch wuchtig genug, um die Wölfin wegzuschleudern, damit er zunächst aus der Gefahrenzone war.

Das Tier drehte sich, schlug mit den Pfoten um sich, und auch Bill drehte sich zur Seite.

Er wollte hoch.

Bis auf die Knie kam er, als er sah, welch einen Fehler Sheila gemacht hatte. Sie lag noch über Johnny und halte nicht auf ihre Umgebung geachtet.

Das nutzte Asher aus.

Mit Riesensätzen war der Werwolf heran und stemmte sich ab, um über Sheila zu fallen. »Paß auf!« brüllte Bill. Da sprang ihm die Wölfin in den Rücken!

Es war Wahnsinn, was die Conollys getan hatten, aber ich konnte es nicht mehr ändern und mußte retten, was zu retten war. Ich rannte los und hoffte, daß ich nicht zu spät kam.

Der Wagen fuhr zwar schnell, aber auch ich bewegte mich nicht gerade langsam, und so verlor ich ihn nicht aus den Augen. Ich sah seine tanzenden Heckleuchten, den langen Teppich des Fernlichtes, der auch sein Ziel traf.

Dann standen die Leuchten still.

Bill hatte gestoppt. Ich sah, wie Sheila als erste den Wagen verließ, hörte auch schwach ihren Schrei, als sie nach Johnny rief, und beschleunigte mein Tempo noch mehr.

Jetzt nur nicht stolpern! Das war meine Devise. Ein falscher Tritt von mir, und die Conollys waren verloren. So jagte ich weiter. Büsche, Gestrüpp, Gras, alles huschte an mir vorbei. Die Welt

wurde zu einem Schatten. In meinem Kopf hämmerte es, ich spürte jeden Herzschlag, das Blut lief schneller durch die Adern, aber ich vernahm auch eine dünne Stimme im Hirn.

Nadine sprach.

›John Sinclair, schnell... schnell...‹

Sie brauchte nichts mehr zu sagen. Ich wußte, daß es die Conollys wohl nicht schaffen konnten und machte noch mehr Tempo. Meine Füße schienen den Untergrund kaum zu berühren, so schnell bewegte ich die Beine. Sie hämmerten auf den weichen Boden. Die dumpfen Geräusche begleiteten wie ein Trommeltakt mein weiteres Laufen. Ich war so stark auf den Friedhof und die Rettung meiner Freunde fixiert, daß ich nicht merkte, wie nahe ich dem Wagen schon gekommen war. Erst als ich fast gegen das Heck des Volvos prallte und mich im letzten Moment noch abdrehen konnte, wurde mir meine neue Lage bewußt. Ich stoppte meine Schritte, war innerlich auf 100, denn mein Kreislauf war verdammt mitgenommen worden.

Zum Glück hatte Bill das Fernlicht brennen lassen. Die breiten Lichtstrahlen fielen durch das Gittertor auf den Friedhof und enthüllten ein Bild, das mir angst machte.

Beide Conollys kämpften mit Wölfen!

Sheila war von einem Werwolf gepackt und hochgerissen worden. Bill wurde von der seelenlosen Wölfin Nadine angegriffen, und es sah ganz so aus, als wollte sie ihre Fangzähne in seinen Nacken schlagen. Doch über ihr schwebte der Geist der Nadine Berger!

›John, greif ein!‹

Es war ihr letzter Befehl an mich, und ich hielt mich daran!

Dorian Asher hechtete auf Sheila Conolly zu, und kein Hindernis konnte ihn davon abhalten, sie zu packen und in die Höhe zu reißen. Ihr Körper war steif, sie wurde jedoch gepackt und wie eine Puppe in die Länge gezogen, bevor der Werwolf sie zur Seite wuchtete, so

daß sie in ein knorriges Gesträuch krachte, das dicht vor einem Grabstein stand. Ob sie es bewußt oder unbewußt getan hatte, sie wußte es selbst nicht genau, jedenfalls hielt sie den Bumerang fest, aber sie kam nicht dazu, ihn einzusetzen.

Der Werwolf war schneller.

Er kam wie ein gewaltiger Kochen, mit ausgebreiteten Armen, mit offenem Maul und geiferndem Gebiß. So stürzte er auf sie nieder, um sie zu zerreißen.

Da fielen die Schüsse!

Zweimal krachte eine Waffe, und der Werwolfkörper fing die beiden Kugeln förmlich auf.

Sie schüttelten ihn durch. Sheila drückte sich zur Seite, der Schatten stolperte über sie hinweg, prallte gegen den Grabstein und umklammerte ihn wie einen letzten Rettungsanker.

Er hatte sich noch auf den Füßen halten wollen, schaffte es aber nicht. Dafür sackte er intervallweise in die Knie.

Sheila drehte sich um.

Sie sah mich — und sie sah meine Beretta in der rechten Hand. »Nein, John, nein. Ich mache es!«

Ich wußte im ersten Moment nicht, was sie vorhatte, da sah ich, wie sie fast im Zeitlupentempo den rechten Arm hob. Sie hielt noch den Bumerang fest, drehte sich um und schaute dorthin, wo der Werwolf kniete und den Grabstein umklammert hielt.

Ich hielt sie nicht davon ab, sie hatte es sich schon lange vorgenommen, das mußte ich ihr lassen.

Mein Blick glitt zu Bill.

Er lebte noch, die Wölfin stand neben ihm, aber ich sah nichts mehr von Nadines Geist. Oder doch?

Für einen Moment konnte ich gegen den Kopf des Tieres schauen und auch in ihre Augen.

Es war der menschliche Blick, der in ihnen steckte. Seele und

Körper waren wieder vereint. Nadine hatte die Gunst der Sekunde nutzen können und dies erreicht. Sie blieb nicht an der Stelle liegen, ging zu Johnny und drückte ihn fest. Auch der Junge hatte bemerkt, daß wieder alles in Ordnung war, deshalb hob er einen Arm an und legte ihn um den Nacken seiner besten Freundin.

Ein wütender Schrei lenkte mich und Bill ab.

Sheila hatte ihn ausgestoßen. Sie stand höchstens fünf Schritte hinter der Bestie, ging jetzt noch weiter vor, hielt die silberne Banane schon wurfbereit und rief: »Meinen Sohn hattest du mir nehmen wollen. Meinen Sohn! Aber eine Mutter vergißt nicht. Sie handelt. Da!« Sheila schleuderte die Waffe.

Als sie ihre Hand verließ, schrakten Bill und ich gleichzeitig zusammen. So hatte auch der Reporter seine Frau noch nicht erlebt. Dann sahen wir zu Asher hin.

Sein Kopf zuckte für einen Moment, bevor er sich plötzlich löste, für die Dauer eines Lidschlags auf der Grabsteinkante liegenblieb und dann nach vorn kippte.

Wir hörten den dumpfen Aufschlag des Kopfes an der anderen Seite des Grabsteins und sahen auch, daß sich der Torso nicht mehr halten konnte. Er neigte sich langsam zur Seite, bis er den Kippunkt erreichte und hinfiel. Aus...

Ich löste mich vom Fleck, schaute hinter dem Grabstein nach, sah den Kopf neben dem Bumerang liegen, hob die silberne Banane auf und schaute mir dabei den Schädel an, dessen Fall eine graue Farbe bekommen hatte und in sich zusammenfiel.

Zuerst lösten sich dabei die böse blickenden Augen. Sie verschwanden im Kopf, als hätte sie jemand durch den Druck seiner Daumen hineingepreßt.

Ich ging wieder zurück.

Sheila stand da wie eine Wachspuppe, auch Bill rührte sich nicht. Erst als ich sie anfaßte, hob sie den Kopf und schaute mich an. »Hab

ich es geschafft, John?« fragte sie mit einer Stimme, die ihr und mir fremd vorkommen mußte.

»Ja, du hast es geschafft.«

»Und Johnny?«

»Er lebt.«

Da fiel sie mir um den Hals und begann vor Erleichterung zu weinen...

Hätten wir nicht diesen Schrecken hinter uns gehabt, man hätte es als Familienidylle bezeichnen können. Johnny und Nadine saßen im Wagen. Sie waren ein Herz und eine Seele.

Die Conollys und ich standen draußen. Bill und Sheila hielten sich umarmt. Beide mußten den Schock erst verdauen, der sie so in den Klauen gehalten hatte.

Ich ging noch mal zurück zum Friedhof und suchte ihn ab. Das Grab sah ich, in dem dieser alte Werwolf einmal gelegen hatte. Von ihm waren nur mehr Staub und Knochen zurückgeblieben, mit denen der Wind spielte und die letzten Reste in dünnen, grauen Fähnchen über den Friedhof streute.

Es war dunkel geworden. Am Himmel leuchtete jetzt die Scheibe des Mondes in einem kalten Licht. Eine richtige Friedhofsstimmung kam auf. Unheimlich und recht für eine Gänsehaut.

Doch dieser Totenacker hatte seinen Schrecken verloren. Wenn ich die Stimmung hätte beschreiben sollen, wäre mir der Begriff romantisch in den Sinn gekommen. Die Conollys warteten schon auf mich.

»Alles in Ordnung?« fragte Bill.

»Sicher.«

Der Reporter war etwas verlegen. »Wir müßten uns bei dir entschuldigen, John, daß wir so einfach davongerast sind. Aber wir hielten es beide nicht mehr aus.«

Ich winkte ab. »Vergiß es. Allerdings hoffe ich sehr, daß wir so etwas nicht noch einmal erleben.«

»Frag uns mal.«

»Sollen wir fahren?«

Bill war einverstanden. »Sheila möchte noch an der Kirche vorbei und dort dafür danken, daß wir es geschafft haben.«

»Nicht nur Sheila«, erwiderte ich und öffnete die Wagentür. »Ich glaube, das Dankgebet tut uns jetzt allen gut...«

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 435 »Das Hexentor«, John Sinclair Nr. 436 »Tanz auf dem Scheiterhaufen«